GEDICHTE

von

GABRIELE BATSANY

geb. Baumberg.

Hier einer Abhandlung über die Erfindung
von F. H. H.

WIEN.
Gedruckt bey J.V.Degen. 1803.

Tetschner Bibliothek

Inhalt.

Seite

Ansichten eines Freundes der Kunst und der Dichterinn 1

Gedichte.

Lebenstraum 3

Wahre Liebe 16

Beweggründe zur Poesie 19

Das liebende Mädchen 21

Die weggeworfene Rose 23

Entschluſs 24

An Lina 26

Nanntchens Unbuſsfertigkeit 29

An Amor 30

Widerruf 32

Seite

Schwärmerey 34

Warnung der Mutter 35

Erinnerung 36

Melancholie 37

Impromptu 39

Abendfantasie 40

Die Erscheinung 42

Lyda's Klagen 46

Luise, als sie die Briefe ihres ungetreuen Liebhabers verbrannte 48

Warnung, auf der Redoute 49

Der Schmetterling auf einem Vergifsmeinnicht . 50

Die Täuschung 51

An meine Freundinn, bey Übersendung meiner ersten Stickerey 56

Neujahrswunsch 58

An das Fräulein K. v. G. 59

Die Schäfchen 62

Begleitung, bey Übersendung eines Pot-pourri 66

Die Braut, am Grabe des Geliebten . . . 67

Schwur und Glaube 69

Seite

Guter Rath, an ein Brautpaar 71

Einladung zum Souper 73

Selbstgespräch 74

An meine Freundinn 75

Epistel 77

An die Göttinn der Freundschaft 81

Meine Bitte 87

Die Leidende 89

An Freund Hein 96

Abschied von der Leyer 98

Das Portrait 101

Begleitung, bey Übersendung eines Gemähldes 103

Verschwiegne Klage 105

Bemerkung 107

Theone 108

Herbstblumen 113

Schillers Gedichte 117

Wiedersehen 120

Hulda 123

Auf den Tod meines Oheims 129

Betrachtungen 132

Seite

Der Traum 137

An Ihn! 143

Die Glückliche 146

Druckfehler.

Seite	Zeile	statt	lies
xxi	19	nach	noch
xxxi	11	uf	auf
xxxv	5	Gabe	Gaben

Ansichten

eines

Freundes der Kunst und der Dichterinn.

In einer freyen Welt des Geistes lebt der Dichter, vor einer Welt der Uebereinkunft soll er erscheinen. Jedes seiner Werke ist Ausdruck seiner einzelnen, eigenthümlichen Denk- und Empfindungsweise: und seine Gedichte sind oft, wie die vorliegende Sammlung, (dem größten Theile nach,) wirkliche Lebens-Situazionen. Es sind Darstellungen von Lagen, die er wirklich erlebte: Bekenntnisse, was er, in gegebenen Umständen, that oder litt; wie und was er dachte und empfand; wie er selbst das Leben und die Kunst betrachte, und folglich wie er sich auch von Andern, denen er jezt ohne Scheu und Sorge sein Inneres öffnet, betrachtet wünsche.

Wer dichtet, tritt aus dem Kreise des Gewöhnlichern hinaus, in einen Raum, wo zwar der Wege viel, und die Formen durch angenommene Regeln gesichert sind; doch die Wahl des Zwecks und des Stoffs, und seine innere Würdigung im Geiste, beynahe so vielfach aufgefaßt und beurtheilt werden mag, als Einzelne ihn lesen. — Ihm schwebt auch im Individuellen eine gemeinsame Uebereinstim-

mung der menschlichen Natur, als ein leitendes Gesetz, vor Augen. In allem, was ihn umgibt, in allem, was leidend oder freudig ihn berührt, ist sie ihm gegenwärtig: und mit weicher oder starker Hand möchte er an das Edelste in ihr die Menschen hinziehen. Wie ein aufgeschlagnes heiliges Buch der Natur, möchte er Allen zugänglich, Jedem, nach seiner Art und Fafsung, verstehbar seyn. Ein Freund der Menschheit, enthüllt er vor Jedem das Innerste seiner Seele. Er will jedem Einzelnen — Rath und Tröster seyn; in allen Lagen sich mit ihm begegnen; die Freuden des froheren Lebens veredeln und erhöhen; die Qualen eines lästigen Daseyns, durch Schilderung der eignen Leiden, durch Mittheilung seiner Erfahrungen, ihm erleichtern; und die dunkeln, beunruhigenden Zweifel des Gemüthes durch das Licht seines Geistes ihm zerstreuen. —

Ist diese Wirkung, dieses Ziel seines wohlwollenden Strebens, kein Traum? Liegt etwas Allgemeines, Vorempfängliches, — liegt ein gewifses stillharrendes Sehnen im menschlichen Gemüthe, das ihn hiezu berechtiget und reizt? . . .

Diefs führt natürlich auf die weitere, oft gestellte, Frage: „Was macht den Dichter?" — deren Erörterung hier, vor einer Sammlung von Gedichten, wie diese, nicht am unrechten Ort stehen dürfte.

„Was macht den Dichter?"

Fragend antworte ich: „Was ist das Leben? des Menschen inneres Leben??" . . . Selbstbeschauung: der Dinge Vorüberschweben, wie sie, nach seines Geistes eigner Form, ihm erscheinen müfsen:

in Erregungen, deren Bewufstseyn ihn überrascht, ehe er ihr Kommen vermuthet; in Uebergängen von Zustand auf Zustand. Das Ungewifse zu besiegen, gegen eignen inneren Zwiespalt und äufsere drohende Gewalten Sicherheit zu finden, wird er an Erfordernifse eines Höheren hingetrieben, — dafs, unter allen diesen Widersprüchen des mit sich selbst durch Zweck und Trieb im Streit Erscheinenden, doch irgendwo entscheidende Gesetze, und unter so Vielem, was gefällt und nicht gefällt, ein wahres Gute, Schöne, Rechte, mit einer in sich selbst bestehenden Gewifsheit, verborgen liegen müfse.

Je nachdem er dieses sich zu lösen sucht: je nachdem ordnen seine Kräfte sich bestimmter und zur hellern Uebereinkunft für ihn selbst.

Ueberwiegender aus innerem Gehalte oder reicherer Uebung, beherrschen jeden Einzelnen immer einzelne Kräfte mächtiger. Nach ihrem Maafse erklärt sich ihm die Welt. Die Verhältnifse, in die er durch sie mit der Umgebung tritt, machen die Geschichte seines Lebens.

Jede, auch unter ungleichartigen Umständen stets wiederhohlte, Erscheinung unserer Natur, Alles, wofür der Mensch überhaupt hervorbringendes oder empfängliches Vermögen äufsert, zeigt eine innere Nothwendigkeit, einen ursprünglichen Gang, und eine eigne Artung seines Geistes. — Gegründet im Menschen mufs seyn, was auch immer aus ihm hervor geht.

Gehört also Dichtung, — dieser zwischen Erkennen und Glauben schwebende allgemeine Hang der mit sich selbst befangnen Seele, . . „jeder Sache Beziehung, und unser eignes Seyn, durch ein freyeres Bild und eine höhere Form im Idealen fest-

zuhalten" — zu ihren ursprünglichen nothwendigen Richtungen, oder nicht? Ist sie eine Anlage, deren wir uns nicht entschlagen können, — die wir üben, ohne immer klar zu **wollen**: die uns überschleicht und beherrscht, wo wir ihrer kaum bewufst seyn mögen? oder ist sie nur ein Spiel träumend müfsiger Erfindung? Ist sie ein reineres inniges Bedürfnifs, oder blofser Hausrath schwelgender Verkünstelung? Ist sie Verzweiflung am Nieerreichten, der satte Ueberdrufs an Wirklichkeit: oder fester, ernster Trieb, der im Erscheinenden ein Höheres, Verborgenes zu ahnen strebt, und streben **mufs**? Steht sie der Beschaulichkeit, — dem Hange, der im Uebersinnlichen verschwebt, entgegen? oder ist sie selbst nur eine wechselnd ausgedehntere, mehrumfassende Art desselben? . .

Schwere Fragen: um so schwerer, da sie trennend sich entgegensetzen, was durch ein leises Band in unserer Natur sich oft vereinigen mag! —

Es ist hier nicht der Ort für alles. Nur einiges soll beantwortet werden. —

Ich wiederhohle: „Was aus dem Menschen hervorgeht, mufs durch eigne Kraft und Empfänglichkeit in ihm begründet seyn."

Was er **ist**, was er **soll**, was er in höchster Möglichkeit zu erwarten hat; oder, kürzer: — „was sein Leben ihm bedeuten **solle**?" ist, durch jede Lösung neu verwickelt, sein ewiges Problem. Streben nach völliger Gewifsheit, bleibt, in ewigen Reizen, seines Thätigwerdens höchster Trieb. Um der Gewifsheit willen lernt er Wahrheit und innere Freyheit achten.

Achten, achten können, — das heifst: Beruf in sich und Weisung auf eine höhere Wahrheit in dem, was ihn umgibt, erkennen, — wird seines eignen Werthes Zuversicht, der erste Keim des reinen Willens.

Im Schönen, im Edlern, in jeder seltnern Kraft, in Allem, was er achten mufs, entdeckt sich ihm jene eigne, freye, über Bedürfnifs und Zufälligkeit erhobene, lichte, und doch am Dunkel eines allzu weiten Raumes so edel sich begränzende, Sphäre seines Geistes.

In Allem aber ist Erinnerung der Grund, auf dem unser Leben, als ein Ganzes, ruht. Ohne sie, würde jeder Augenblick in seinen Eindrücken oder Bedürfnifsen uns dahin reifsen. Nur durch sie, sind wir frey in der Kraft des Vergangnen und Jetzigen, selbständig im Vergleichen und im Urtheilen.

Am Weitentzognen, Langvergangnen, an den Formen der Erinnerung, an der dunkeln Rückkehr tief im Innern des Gemüthes sich drängender Gestalten, fliegt die Dichtung auf. An Allem, was durch Erhebung oder Sehnsucht unvergefslich, oder grofs als Kraft durch ewige Wiederkehr erneuerter Gestalten ist, — überall knüpft sie Vergangenheit an Gegenwart; überall betrachtet sie als dauernd in sich, was fester in der Seele haftet.

So dringt also aus höheren Erinnerungen, aus dem Triebe, frey und selbstvermögend über jeden Eindruck durch innere Gestaltung zu herrschen, — aus dem, was wir am Schönen und Mächtigen durch höhere Beziehungen achten, — die Zuversicht höherer Bedeutung, die Dichtung, hervor. —

Gewifs, und in seiner Gewifsheit frey und

selbständig, will der Mensch seyn. Darum forscht er: darum dringt er auf das Allgemeine, Ewige, in Gesetz und Formen. Darum trägt er das Ideale, — jenes in ihm selbst als eignes freyes Bild Entstehende, in alles Wirkliche über: immer unbefriediget, — weil er gehorchen soll, wo er herrschen möchte; weil er nur fragen kann, und so selten sich antworten: weil das höher Gedachte so selten bestätiget, oder, bestätiget, nur ein Weiterweisen auf noch Höheres wird, wo die Furcht des dunkeln Unerkannten neue Abhängigkeit droht.

Wem also jede Freude und jedes Gelingen mit dem Ernste höherer Sehnsucht endet; wem am wenigsten genügt, abhängig und ungewifs die Spende des Erfreulichen oder Unerfreulichen von aufsen zu erwarten; wer, was er nicht beherrschen kann, doch wenigstens in Etwas, das er achten und lieben könne, verwandeln, — wer, was er fragen mufs, doch wenigstens dem Lichtstrahl höherer Erwartung unterwerfen will; wer, unbegnügt als blindes Spielwerk im Strome der Dinge fortzutreiben, sich aus dem Besten, was er kennt, ein Ganzes, aus eignen edleren Gestalten Zusammenhang in dessen Lücken schafft, siegend über Umstände, ungestört in sich, in Thaten, in richtiger Erkenntnifs, oder mächtigen Bildern, — seines Wesens Schranken selbstbestimmend sucht: der feyert das Leben als ein Heldenwerk innerer Macht, und wird, nach Verschiedenheit seines, aus Anlage und Umständen hervordringenden, Charakters, — Held, Denker, oder Dichter. — An Mitteln der Aeufserung verschieden, sind sie durch Trieb und Grundkraft, durch jene edlere Unruhe, des ewig-Schönen

und Guten innere Gewifsheit zu erreichen, verwandt, und Eins am Ziele: „sich und die Menschheit thätigfest dorthin zu leiten."

Dafür befragt jeder von ihnen sich selbst, die Dinge, den Menschen und den Himmel.

Dafür baut der Held und zertrümmert, — um seiner Idee im Wirklichen Gehalt und Raum zu geben. Ihm ist die That der halbgelungene Ausdruck seines Wollens. Ihm dienen Menschen und ihr Zustand, ihr Wirken, und die Richtung, in die er ihre Kräfte treibt, zur Zeichnung und zu Farben seines Bildes.

Der Philosoph sucht zwischen sich und allen im Denken die Gesetze ursprünglicher Verhältnifse: und was an innrer Erkenntnifs oder Sinneskraft dem Menschen wahr seyn könne, wahr seyn müfse.

Der Dichter, im rasch beweglichern Vertrauen auf seine Fantasie, ergreift weniger die Sache selbst, als ihre Beziehung, — die Art, wie jede durch Gang und Stelle neben andern auf ihn wirkt. Ihm gilt alles Einzelne nur in Beziehung auf ein Ganzes; das Leben als eine epische Kunst der höchsten Uebereinstimmung aller Kräfte.

Alle drängt ein Gefühl der höhern Lebensdeutung; jener Stolz, der hervorbringend sich erhebt über Zeit und Umgebung, nach dem, was ihm das Würdigste scheint. Nothwendig ist ihnen, was sie thun; ein rastloser, innerer Trieb zeigt ihnen der Dinge Gehalt, nach der Richtung, die der Zweck ihres Geistes, als Gesetz jeder Betrachtungsweise, vorschreibt. Die Wahrheit, . . . die richtige Schätzung und Wichtigkeit der Dinge, welche der Denker in der intellectuellen Kraft, in der Vereinzelung

und Nachtheit jeder Sache, in der Trennung von jeder Bedingung, sucht, — sucht der Dichter unmittelbar im thätigen Bezug jeder Sache auf das menschliche Gemüth, in ihren Wirkungen auf den moralischen Sinn, und in dessen Ruckwirkungen auf sie. Ihn berührt überall nur das innere bewegende Leben. Seine, wie des Helden und Denkers, Unzufriedenheit ist oft eine frühe Weltverachtung, — nicht aus Trotz versagter Wünsche und Genüfse, (die er suchte, liegen ja schon in seinem eignen Herzen!) sondern, weil seinem stets auf das Edelste im menschlichen Vermögen gerichteten Blick so wenige im richtigen Gebrauche desselben begegnen.

Daher auch die grellern und heftigern Bilder des jugendlichen Dichters, der, kühn und frey, und unberührt von äufseren Schätzen, noch nichts lieb gewonnen hat, als das ungebeugte Streben und die eigene Welt der frischen, unbestrittenen Zuversicht. (Daher die Macht der Jugend, die auch in Alten oft so herrlich blüht.) —

Wir sehen nun, was Dichtung, oder vielmehr der Geist seyn müfse, dessen Eigenschaft sie ist.

Nothwendig in ihrem Entstehen ist sie: eine unfreywillige Artung, ein Zustand, eine bestimmte Richtung, Stellung und Folge unserer herrschenden Kräfte, nicht eine abgesonderte einzelne Kraft des Gemüthes; in einer immer regen Fantasie verschmelzen sie zur Einheit. Unter Anklängen stiller, unverworrener, oder unter grofsen Gegenständen berührter Jugend, schreitet sie fort: unter Bildern, die immer heiliger, immer höher, immer wahrer an-

geschaut werden, je entfernter von ihnen das eilende Leben ihrer stillen Sehnsucht, ihrer süfsen Macht, ihren flammenden Wünschen alles Befsere, alles Bleibende, alles Schönere im Daseyn zuschreibt, alles Aeufsere nur in ihren Beziehungen auffafst, oder verschmäht. —

Vergefsend, dafs alle diese schönen Keime erst durch unmerklichen Beytritt so vieles Späterkannten zu jener Höhe sich erweiterten: dafs sie mehr unser Werk, als wir das ihre sind: entspringt gerade aus diesem [illegible]akbar gläubigen Hangen an ihnen jene freudige Bescheidenheit, alles Befsere und Bleibende in uns mehr für die Wirkung einer verborgenen unwillkührlichen Macht, als für unsre eigne That, zu halten. So entsteht jener einfach hohe Sinn, der, irrigem Begehren unzugänglich, kindlich still in freyer Offenheit für alles Schöne und Edle sich bewegt, und für das Erkannte, als ein göttliches Gesetz der Menschheit, mit feuriger Begeisterung spricht. Es entwickelt sich zugleich durch jenen Hang (mit früheren Bildern alles Jetzige zu vereinen) jene Festigkeit, Alles zugleich, als ein Gemählde auf einander sich beziehender Handlungen und lebender Kräfte, anzuschauen. —

Dafs für Ihn die Dinge sich nach Erregungen verwandter Gefühle reihen; dafs Ihn weniger das Wesen, als die thätige Bewegung beschäftiget; dafs auch das Ungleichartigste, in der Schlacht und in der Kunst, in der Liebe und dem Erstreben der Wahrheit, Ihm immer dieselbe Kraft und Regung im Menschen, — den Sieg des Geistes über die Umgebung, unter so verschiedenen Anwenwendungen zeigt; dafs Er die Welt mehr nach den

reinen Ideen der Fantasie, jede That vorzugsweise nach ihrem moralischen Sinn und ihrer Richtung zum Schönen begreift, und, rückwirkend, durch die Bilder dessen, was aus ihnen entspringt, Gemüther erfafst und beherrscht, das Grofse vom Kleinlichen, das Fremdartige vom eigenthümlich-Wesentlichen sondernd, erkennbarer, bedeutender, erschütternder darstellt, was unter Umgebung und Eile unbemerkt, ungefühlt, unbewundert im Leben verschwindet: — das gibt, an innrem Gehalte wie an äufserer Wirksamkeit, Ihm seine bestimmte, nothwendige, heilbringende Stelle in der Menschheit. Das Gröfsere zu vermuthen, das Heiligere zu ahnen, aus innerem Trieb erweckt, immer errathend, und mehr noch bezeichnend als enthüllend, geht Er zwischen Licht und helldunkler Haltung des nur Angedeuteten, durch's Leben: aber gerade in diesem Vermuthenkönnen und Ahnenmüfsen, des Triumphs seines Geistes und des innern Werths unsrer Bestimmung so gewifs und sicher für sich selbst, und so erweckend für Andre; — welche in seinem Lichte ihre Klarheit, in seinem Dunkel die unbeschränkte Freyheit ihrer eignen Deutungen finden. —

Diefs ist's, was in seinen Wirkungen Ihn so oft über den Philosophen erhebt, der in eiserner Nothwendigkeit mit Ketten des Erweises fefselt, und durch Beschränkung unsern Stolz verletzt. Der Dichter ist unserm Selbstgefühl verwandt, weil er uns geltender macht, und überraschend an ein bewegliches Ganze hinreifst. Er ist uns lieb, weil er, selbst in unsern Schwächen uns freundlich begegnet.

Man kann überhaupt sagen: — „Der Dichter

mache nicht so sehr Gemählde, als er sie überall sehe;

„Auf dem steten Vereinigungsakte aller Dinge zu den tief in ihm liegenden eigenen Bildern, beruhe die Einheit seiner Kraft und seiner Betrachtung der Welt;

„Die Kraft, in solchen Bildern zu leben, sey sein Wesen; die Artung dieser Bilder, die Richtung, nach der sie ihn treiben, das Werk seiner Umgebung;

„Ihn dringe sein Geist, alles aufzufafsen als ein Ganzes, weil nur durch das Ganze der Theil Bedeutung zum Schönen erhält;

„Selbst wenn er Theile hinwegnehme, geschehe es nur, um, durch andre ersetzend, neue Gesetze der Wirkung und Uebereinstimmung, eine Möglichkeit mehr aus dem Reiche der Ideale, zu schöpfen;

„Das Schöne sey Ihm nicht eine vorgeschriebene Regel, ein Mittel seiner Kunst, sondern der innere Trieb, der Sinn, aus dessen Macht er dichte; und

„Das Erhabene nur ein höheres Verhältnifs des Schönen, das weit über gewöhnliche Gränzen der Fafsung in Bewunderung hinreifse an eine unbekannte höhere Deutung;

„Der Philosoph theile sich mit, wie er empfange, durch Begriffe, bewährt unter den ewigen Ideen der Vernunft: aber, da er erst zerlegen müfse, um unter der Anwendung jener allgemeinen Verbindungsgesetze proberichtig wieder zusammen zu setzen, so führe er uns denselben mühsamen Weg, auf dem Er zu seinen Gestalten gelangte, durch das Einzelne und Getheilte;

„Der Dichter und Künstler gebe, wie er empfange, durch Total-Eindrücke und Bilder;

„Wie ihm selbst, wie jedem Charakter, den er schildert, in der ihm eignen Gemüthslage der Dinge Werth erscheinen müsse, — das thätige Verhältnifs jeder Sache unter festbezeichneter Umgebung, das wahrhaft Mögliche, — sey des Dichters Wahrheit;

„Wie unter den beyden Relazionen des Gefallens und Mifsfallens, und ihren Folgen, der Neigung und Abneigung, der menschliche Geist von dem Gegenstande berührt, ergriffen, und für beyde zur analogen Thätigkeit erregt werde, sey die Welt des Dichters, wo er frey, das Einzelne zu wählen und zu schaffen, aber gebunden bleibe an das allgemeine Gesetz, . . dafs jedem Umrifs auch die Gränzlinie des ihm Möglichen in Folge und Bewegung schon gegeben sey." —

Nicht — „Was ist Kunst?" sollte die Frage lauten; sondern: „Was mufste die Menschheit in sich seyn, um sie hervorzubringen? was regte sie an? was pflanzte sie fort?" —

Reich an mahlerischem Stoffe, wird (durch innere Verwandtschaft der Künste) jeder Dichter seyn; aber dennoch beruht nie auf der Menge dieses Stoffes sein eigentlicher Vorzug. Nicht dem Auge und dem Ohr allein; dem Herzen und dem Verstande dichtet er. Eins im Geiste ist er freylich mit dem Mahler und Bildner: Aber, wo der Pinsel und der Meifsel der Stimme nicht mehr folgen können; wo die Gestalt Geist wird, und die Empfindung durch keine äufsere Form sich mehr ausdrücken läfst: da trennt sich sein unbegränzterer Gang, und sein ihm eignes Reich beginnt.

„Die Dichtkunst ein Gegenstand bloſs des Vergnügens?" — Und wenn sie es wäre!? Was ist Vergnügen? . . Des Geistes freyer Beyfall, für das, was ihm das Beſsere, Angemeſsnere scheint. Nicht das Vergnügen, sondern daſs er in dessen Objekten sich verkennt, ist das Unglück. Ist denn nicht Vergnügen das offene Thor, durch welches das Ueble und Gute in die Menschheit eingeht? Und ist nicht Der, der mit freundlicher Hand das Wahre und Edle hier einführt, das Falsche und Unedle wegschlieſst, des Menschen heiligster Schutzgeist? —

In seinen Idealen, in seinen Gesinnungen dichtet der Dichter, — in dem, was aus den edelsten und reinsten Gefühlen des Schönen und Guten in ihm zur thätigen, belebenden Regung erwächst: aber auch zugleich in seinem Wiſsen und Erfahren als Mann und als Mensch, wie die Dinge, nach Umständen und Bedürfniſs, nach den Fortschritten und Gefahren der Zeit, ihm näher treten; besorgt für das beſsere Daseyn, die Sitten, den Namen und den Ruhm seines Volkes.

Hier beginnt seine thätige Gröſse: hier aber endet auch sein ruhiges Glück!

So lange das, was Er wünscht, ihm selbst nur noch vorschwebt im jugendlich reinen Gefühle seiner Kunst, lebt Er gleichsam in der erhabnen Einsamkeit seiner eignen Natur. Er kann das Edelste schaffen; Er kann sein eignes Streben sich nach den erhabensten Gesetzen erklären. Sein Geist bleibt sich gleich; kein Zweifel trübt seinen Glauben.

Aber, wenn Er nun hinaustritt unter die schmerzenden Empfindungen und die Widersprüche des Ge-

schehenden: wegschwinden dann die freudigen Geister, — der Stolz des unendlichen Gelingens. Es wankt das Götterbild der Menschheit; und, mit sich allein, beschränkt, verkannt, verlassen, in der Losgerissenheit von allem Fluge, fast ohne Hoffnung, — zehrt an Ihm die Unzufriedenheit, eine nie heilende Wunde im Innern! — An dieser Unzufriedenheit aber, an dieser Wunde, erhebt sich auf's neue seine trotzende, siegende Kraft. Ihm blieb, wenn er echten Geistes war, was aus innrer Anlage entspringt, — das innre höhere Bild, die lebendige Liebe des Schönen, und der Muth alles Grossen. Wie in jedem Menschen, so werden auch in Ihm, durch die Umstände, Anlagen fester entwickelt, genährt, gestärkt im Kampfe, und berichtiget zur Wirkung auf Andre.

Er durchläuft nun, in eigner Empfindung, was die Menschheit erhöht und erniedrigt, spannt und entnervt. Er theilt und erforscht alle Gemüthslagen, in denen der trauernde, irrende, tobende, sich selbst und seinem Schicksal trotzende Mensch, die leidende Gerechtigkeit, die verkannte Tugend, das in tausend Kleinigkeiten verstrickte, nach Gröfserm strebende Herz, zum Sieg oder erhabnen Untergang reift.

Der Glaube an Menschen, in früherer Zeit nur aus Ueberzeugungen des eignen schuldlosen Gemüthes entsprungen, wird nun ein besserer Glaube, — gebaut auf Erkenntnifs des Möglichen im Menschen. Ihm öffnen sich die Quellen aller Irrthümer: das verführte Gefühl, der verblendete Verstand, jene selbstvergessende Betäubung, in die sein Jahrhundert und eine verworrene Umgebung, verlorne Sitten und ein

entehrender Wahn, den geblendeten Haufen unter Noth und alltäglichen Sorgen begräbt.

Wer den Menschen nur halb kennt, mufs ihn verachten. Wer ihn ganz kennt, mufs ihn bedauern und verehren.

Seine Hoffnungen stellen sich her, so wie er in den Ursachen der Entartung die Mittel, sie zu bestreiten, erfährt.

Nicht blofs auf die Ruhe und das süfse träumende Leben der innern Beschauung beschränkt sich sein Kreis. Mit jeder höhern Empfänglichkeit ist reger Wille verbunden: und wen das Aeufsere mächtig ergreift, der strebt auch mächtig aus innerem Drange zurück. Ist er glücklich, ist er unglücklich, — gleichviel. Ihn berührt alles Daseyn. Bewegt und bewegend, entwickelt sich ihm die Fülle seines Wesens, der höchste Gebrauch seiner Kräfte, — das Einzige, was der Mensch zu erreichen bestimmt ist.

Die Anlage führt zur Dichtung, die Umgebung bildet den Dichter. Was aus uns hervorgehen soll, mufs in äufserer Anschauung berichtiget werden.

Nur was der Mensch theilnehmend durchlebte, erhöht im Bilde den Gehalt, im Gemählde den Fortschritt zur Wahrheit.

Nur was aus jeder Sache auf uns übergeht, was sie uns wird, als ein Drittes im Verein ihres Eindruckes mit unsrer entgegenwirkenden Natur, kann wahrhaft dargestellt werden.

Nur durch selbsterworbne Erkenntnifs und eigenes Berühren mit dem Wirklichen, mit Zeit und Menschengeist, — nur aus einem thätig selbsterfah-

nen Leben, kann der Dichter Zeichen bilden, die uns in seine Welt einführen. Nur durch Berühren mit dem Wirklichen und Thätigen, scheidet sich das Ideale vom bloßen Traume, wird der bildende Mensch wirksam, und Etwas für Andre in der Aehnlichkeit erkennbarer Gestalten. Und nur in so ferne kann es Beschreibungen geben, Mittheilung der Empfindungen, Belehrung für Andre.

Auf einem wirklichen Schlachtfelde — wie sehr würde mancher seine vorigen Gemählde verändern! Wie leer und wie unwahr erscheinen auf stürmender See die meisten Schilderungen! . .

Alles Erdichten der Empfindungen und Verhältnisse, jene Zauberwelt erzwungner Leidenschaften, die auf keinem anderen Grunde, als der Eitelkeit einer kenntnißlosen Fantasie und einer geglaubten Dichter-Allwissenheit, ruht, hat unendlichen Irrthum verursacht, hat die Menschen verwirrt über ihre eigne Natur, und den Wahn, den Betrug, den jeder mit sich selbst treibt, genährt: „man könne, ohne die Sache selbst, Gefühle vorausnehmen und ohne eigne Erfahrung beurtheilen; man könne Begeisterung durch Kitzel erregen, und hohe Gesinnungen erschaffen im Rausche!" — Nur die Unbekanntschaft der meisten Leser mit dem Leben selbst macht die Gültigkeit so mancher bewunderten Werke.

So ist der Dichter eben so sehr ein Kind der thätigern oder unthätigern Lage, der engern oder weitern Umgebung, als seiner eignen Natur.

Aus innerer Artung mit äußerer Umgebung entspringt das Wechselnde seiner Gemüthslagen, bis im

Fortschritte des Lebens Eine endlich, durch Wiederholung, die herrschende wird. —

Es unterscheidet sich Gemüthsart von Gemüthslage: beyde aber spielen und wirken, ewig bildend, in einander. Gemüthsart ist die ganze, zur Reife gediehene Eigenheit unserer, zu einer herrschenden Form entwickelten, Empfindungsfähigkeiten. Gemüthslagen entspringen aus den mächtigern Verhältnissen der Umgebung zur Gemüthsart.

Aus wechselnden oder herrschenden Gemüthslagen entspringt der wechselnde oder herrschende Charakter seiner Gedichte, in der Wahl seiner Gegenstände, in der Weise ihrer Behandlung, der Beschränkung seiner selbst auf das, was ihn am meisten, in den Sitten oder Ereignissen, in den Freuden oder Klagen seiner Tage, berührt.

Auch der freyste Geist entschlägt sich nie ganz der Erklärungsweise, die das Zufällige, — eine frühere Meynung, ein erster Eindruck, in ihm gründete. Aus ihnen geht ihm unvermerkt hervor, was er in jeder Sache zu sehen wünscht. Sie leihen ihm die innern Bewegtriebe, die er allgemein in der Natur und im Menschen voraussezt.

Wenn der Krieg, die Männer Roms, die Liebe, und jede starke Neigung, dem Einen unter Furcht und Scheu nur wildverworrene menschenwidrige Zerstörungen scheinen, dem Andern eine aufgeschlossene Welt der edelsten Verhältnisse im Innern menschlicher Naturen: so ist das weit weniger der reine Abdruck ihres eigenen Wesens, der Beweis der eignen Schwäche oder Stärke, als des Siegs und der Reize, die der Ton der Zeit, die Begriffe der Erziehung, die grauelvollern oder edlern Ereignisse,

mit denen beyde vertraut waren, auf ihre Seheweise äufserten. Wenn aber in demselben Menschen beyde Ansichten so verschieden wechseln: so ist es ein Beweis, wie schwankend im Innern seines Geistes jede Idee dem Drange der Verhältnifse, der Laune und der Krankheit einer Stunde, weiche.

Im Dichter aber, wie in jedem Andern, ist selbständiges Beharren, der entschiedene Gang im Erkennen und Wollen, das höchste Gesetz. Frey ist er in Stoff und Behandlung: aber er bleibt das Glied einer Kette; er soll seinen Stoff fest und selbstbestimmt mit Andern in Berührung bringen, dafs er der Mehrzahl dumpfen engen Blick vom Einzelnen und Beschränkten zu einem allgemeinern, höhern, sichern Standpunkt erhebe. Wird das, was er schildert, durch die nächste Erfahrung in der Wirklichkeit widerlegt: widerspricht er sich selbst; erscheint er als zweyzüngiger Schwächling: so wird der Menge jede Dichtung bald nur Lüge oder Kurzweil heifsen

---

So wie Gemüthsarten, so gibt es auch Gemüthslagen, die der Dichtung günstiger sind. Einige sind es mehr im Moment ihres thätigen Daseyns, andre mehr in Erinnerungen: andre sind ihr ganz widersprechend. Zum Dichten treibt jedes unbestimmte Drängen überreicher Kräfte, denen keine Gelegenheit zur That erscheint: jedes heftige oder dumpfe Leiden ungestillter Sehnsucht. Man kann dichten aus Träumen sinniger Abgezogenheit vom Aeufsern; aus Betrübnifs, die Bilder früher Jugend unerfüllt zu sehen; aus jedem stillzagenden Verlangen, und der Freude oder Täuschung, es erreicht zu haben. Man dichtet in jenen selbstvertrauenden mächtigen

Momenten, wo alles Grofse und Mögliche des Idealen sich seiner Verwirklichung zu nahen scheint; wenn man, als der Wahrheit Retter, das Geheimnifs ihrer Kraft der Menschheit zu verkünden sich berufen fühlt; aus kühnem Unmuth oder Trutz, eine geliebte Sache bedroht, verachtet, zerstört, das Grofse, das Erhabene, die Kraft edler Menschen, als Spielzeug in der Hand der Willkühr und der Kleinlichkeit zu sehen; wenn das ungeliebte, niegebrauchte, vielversprecherische Leben, sein eigensinniges Verketten des Gröfsten an das Kleinste, uns zu einer lächelnd-ernsten Ansicht hebt, die den Schmerz und die Freude, das Ungleichartigste und Entfernteste, unter steten Kontrasten des gerührten und spottenden Herzens, vereint. Man dichtet aus fröhlicher oder erhabner Selbstvergessenheit, wenn der Augenblick uns alles dünkt, und Vergangenheit und Zukunft eine Welt voll Harmonieen.

Alle aber, und so viele sich noch aufzählen liefsen, kommen darinn überein:

Dafs sie den Menschen aus der Unzufriedenheit am Jetzigen an ein vergangen oder künftig Befseres leiten; oder

Dafs sie das Jetzige, als Stufe, als Unterpfand zum Höhern, mit Muth und Kühnheit des Fortschrittes beleben;

Oder, vernichtend in betrogenen Gefühlen, Hohn und Klage über das Daseyn verbreiten:

Oder, fröhlich und wohlwollend, Ernst mit Scherz, edle Lehre unter heiterm Muthwillen verbergen.

Aus ihnen entspringt das Charakteristische jeder Dichtung; so wie aus innerer Anlage und Kraft die

zwey Hauptgattungen der auffaſsend-beſchreibenden oder der darſtellend-hervorbringenden Dichter entſtehen.

Den Einen bildet die ſchnellere Reizbarkeit eines weichern Gemüthes, das, in näherer Verwandtſchaft mit der Umgebung, jedem Wechſel folgt, jede Farbe annimmt und zurückwirft. Er genieſst. Sein ſchnelles Auffaſsen ſchmeichelt ihm mit dem Stolz einer innigen Verwandtſchaft mit allem Schönen. Das vollkommen-Ausgebildete iſt ſein Objekt. Was er ſich aneignet, nimmt er mehr durch ein Urtheil des Geſchmacks und des Verſtandes, als durch eigne Ideen, in ſich auf. Er betrachtet jede Sache mehr von der Seite ihrer moraliſchen Folgen, als ihrer Kraft. Alles hat eine klare und ruhige Beſtimmtheit in ihm. Alle Welt begreift und liebt ihn, weil jeder ihm ruhig folgen kann. — Innre Freyheit iſt aller Dichtung Bedingniſs: nur fordert dieſe Gattung weniger, als jene —

Des Andern; der in ſelbſtändigerer Fantaſie alles, was ihn berührt, ſich nicht bloſs aneignet, ſondern unterwirft. Am unausgebildeten, verworrenen, raſchbewegten Stoffe gefällt er ſich, wo das vielfach wechſelnde Leben innre, tiefverborgne Kräfte zeigt. Er zieht alles vor, was ihn heftig beſchäftiget. Er befreundet ſich mit allem, was ſich in eigner, ſelbſtmächtiger Form darſtellt. Der Antagonism der ſich ſelbſt ſtörenden Dinge iſt ihm wichtiger, als ihr Seyn in der Ruhe. Daher ſeine ſcheinbaren Abſprünge, ſeine Miſchungen des Ungleichartigſten, ſeine gewagten Charaktere, ſein verſteckterer moraliſch äſthetiſcher Zweck; weil er Moral und Aeſthetik nach Geſichtspunkten überſieht, wo-

hin ihm nicht jeder folgen kann. Daher ist er drückend für die meisten seiner Leser; scheint folgelos, uneinig mit sich selbst, und gewaltsam im Eigensinne seiner Bilder. Die Trägheit der meisten liebt das leicht-Erkennbare, das Porträt mehr, als die kühne, grofs-entworfene Idee, zu der ihnen Kraft der Deutung und Erkenntnifs fehlt. —

Ich unterscheide aber durchaus den aus seiner innern Natur hervortretenden Dichter, der sein Wesen als freye Kunst, — von dem künstlich-erzeugten Schönschreiber, der es aus Erlernung treibt; den die Eitelkeit, oder der Schein einiger Fertigkeiten, dem Kranze zuspornt, welchen ein durch Gelahrtheit oder Entnervung verblendetes Jahrhundert jedem, der seinen Vergnügungen, seinen Theoremen, seinen Sitten schmeichelt, weit leichter und fröhlicher reicht, als der erschütternden Eigenheit des Geistes, der durch sich selbst verstanden seyn will. — Jenem Ersten ist alles Gesagte, und was noch gesagt werden wird, vermeynt: manches mag auch dem Letztern, nach Maafsgabe seiner höhern oder tiefern Anlagen, zufällig gelten.

Ich unterscheide, ferner, im Dichter seinen innern Gehalt von seiner Behandlungsweise: das, was er im innern reinen Leben des Geistes, an freyer Selbstbeschauung ist, und in dem Uebereinkommen seiner Kräfte mit der Umgebung wird: von der Art, wie seine innere freye Wahrheit in Bildern sich verkörpert, um erkannt zu werden und zu wirken. — Was er, unter Menschen, denen er seine Dichtung geltend machen will, an Behelfen bedarf, ist der technische Theil seiner Kunst.

Verschieden sind daher Dichtung, Gedicht, und Dichtkunst.

Dichtung ist — Akt und Trieb, den äufsern Stoff in freyen inneren Bildern, zur Einheit unsrer eignen Form, in uns aufzunehmen.

Gedicht ist die durch Worte und Zeichen in äufsere Mittheilung verwandelte Dichtung.

Dichtkunst ist — der, im Willen der Mittheilung, die Empfänglichkeit des Menschen, sich selbst und seine Mittel betrachtende Geist, der nun die freyen Handlungen, die Formen seines inneren Lebens, nach Verhältnifsen ordnet, die auch Andre faßen.

Der Geist, der in sich selbst fortbildend den äufsern Stoff zu sich erhob, drückt, nach freybedachten Zwecken, den Worten, Tönen, oder Farben u. s. w. seine Bilder ein.

Hier, wie überall, liegt im Zwecke die Einheit der Gesetze. — Was in einem einzigen Akte seiner innern Anschauung der Geist entwirft, kann nur durch ein fortschreitendes Entwickeln klar in sich selbst bedingter Nothwendigkeit der Theile und ihrer Folge dargestellt werden. —

So dient also Dichtkunst dem Geiste zugleich als rückwirkendes Mittel, sich selbst im ganzen Umfange seines Daseyns erweiternd zu bestimmen, als Prüfstein und als praktische Norm seiner Weltbetrachtung.

So wird ein unter halbverworrenen Formen schwankender Trieb endlich ein bis in das Kleinste und Einzelnste vollendetes Bewufstseyn ihrer allgemeinen Beziehung, ihrer Verhältnifse zu sich selbst und andern.

Kunst ist also praktischer Umfang aller Erfor-

dernifs- und Möglichkeits-Gesetze, ein in innrer Anschauung der Fantasie Gebildetes zu ähnlicher Wirkung auf Andre zu übertragen.

In jeder Kunst kommen also zur Betrachtung: der Stoff; die Vermögensarten, — sowohl die, welche seiner Auffassung und Fortbildung in uns selbst dienen, als auch die, für welche es eine Darstellung geben kann; die Mittel, wodurch Mittheilung möglich wird; und der Zweck: welche alle an einem Gegenstande zum sinnlichen Ausdruck ihrer Gegenwart sich vereinen. Doch darf dieser sinnliche Ausdruck weder für eigentlichen Charakter, noch für Gesetz der Kunst, gehalten werden; er ist nur ein Behelf zur äufsern Mittheilung. — Freylich wirket dieser Behelf, durch eigene Beschränktheit beschränkend und gebietend, auf die innere Kunst zurück, der er nur dienen sollte. Der Zweck gebietet zwar dem Mittel; aber das Mittel bestimmt, wie weit der Zweck ausführbar sey.

Aus den im Wesen des Menschen gegründeten Zwecken und Mitteln der Kunst, aus dem, was in innerster Regung zu ihr treibt, und was das Herz in ihr sucht, entscheiden sich also ihre Gesetze über das, was sie soll, und wie sie es kann. —

Weit über sein entwickeltes Vermögen, weit über seine beste That, ragt jedes edlern Menschen Ziel hinaus. Sein Wille steht immer höher, als sein Werk. Und nimmer rastend, spricht bey ihm mit innerer Stimme sich ein Sollen aus, dem nichts genügt, und dem doch alle Kräfte gerne folgen.

Auf dieser praktischen Anerkenntnifs ruht sein

moralischer Sinn; auf diesem jede Dichtung, — das achtende Gefühl, das, wie ein göttlicher Hauch, dem innern Leben aller Wesen eine höhere Bedeutung gibt, — das Ideale, das nie erreicht, doch als ein ewiges Gesetz, nach dem wir streben, befestigt steht.

Alles äufsere Empfangene, was in Beziehung auf jene festen Ideen des Höchsten zum bleibenden Bilde in unserm Innern sich umgestaltet, . . ist Stoff der Dichtkunst. Von dort geht sie aus; dahin strebt sie zurück.

Die Dichtung betrachtet alles unter Relazionen des Schönen und der moralischen Kraft, die als reine Ideen der Anschauung in der Fantasie haften, wie die reinen Ideen der Erkenntnifs in der Vernunft. Sie ist frey. Aber die Dichtkunst, durch ihre Mittel, durch ihren Austritt in das wirkliche, sich durchkreutzende Leben mehr gebunden, kann nur suchen, ihr zu nahen.

Fantasie und Gefühl sind die Vermögensarten, durch welche wir dichterisch auffafsen und gestalten.

Fantasie ist entweder eine in sich selbst zusammengesezte, oder, wenn einfach, doch immer eine nach drey Seiten — nach Sinn, Verstand und Vernunft — hin auffafsende und zurückwirkende Kraft; . . eine Kraft, die, nach Maafsgabe des ihr Vorgelegten und des in ihr Vorhandenen, den Verein zur innern Darstellung als Ganzes in Einem Bilde gibt, nicht, wie der Verstand, in einer Reihe von Sätzen.

Das Wort Kraft selbst, sagt ja doch, in jeder

Sprache, nichts weiter, als: „Hier ist die Gränze, wo unsre weitere Erklärungsweisheit endet;" oder es ist ein summarischer Ausdruck für Vieles, was durch einen nothwendigen Verein immer zugleich-wirkend erscheint, so, dafs der Verstand dessen innere Mischung mehr ahnen, als trennen kann.

Gefühl und Fantasie sind in sich vielleicht dieselbe Kraft, und nur in Erregungsart und Wirksamkeit verschieden.

Die *letztere* ist reproduktiver Ergänzungstrieb, der allen äufsern und innern Anschauungen, allem Fremden und Erkannten, oder Neugedachten, das Fehlende aus eignem innerm Vorrathe, — aus jenen schnell erregbaren festen Bildern, die, aus Uebung oder Anlage, in jedem Menschen leben, beyfügt.

Gefühl ist die durch eine fortreifsende Macht innrer oder äufserer Erscheinungen für Momente beschleunigte Thätigkeit unserer Kräfte.

Ich vereinige sie hinfort beyde — da sie, wenn sie auch getrennte Kräfte wären, sich doch immer unmittelbar und zugleich-wirkend berühren — mit dem Namen *Fantasie*.

Die Fantasie hat, wie die Vernunft, eigene Kathegorieen, — reine Vorbildungen, auf welche der moralische und ästhetische Sinn, und mit ihm die Dichtung, sich gründet.

Alle aufzuzählen und zu entwickeln, ist hier nicht der Ort. Ich nenne nur einige:

Das *Schöne*, das auf eignem Wesen ruhend-still Vollkommne, bis zu des *Erhabnen* letzter Stufe;

Das *Edle*, und sein Fortschritt zum moralisch

oder ästhetisch Grofsen: das in hochbedeutender Bewegung Mächtige und Kühne:

Das Unfafsliche, und doch Vielbedeutende, und sein Fortschritt zum Heiligen und Wunderbaren:

Die Gegensätze sind: das Häfsliche, Gemeine, Deutungslose; —

Welche alle, mit den Vernunft-Ideen des Rechten, Guten, Zweckmäfsigen u. s. w. sich berührend, durch Wechselverbindungen vielartig sich verwickeln und gestalten: aus welchen die alles-beherrschenden Anschauungsurtheile des Gefallens und Mifsfallens, des Achtens oder Nichtachtens, nach allen ihren Zwischengraden, und eben dadurch alle herrschenden Vorbildungen, hervorgehen: von denen, in Liebe oder Hafs, in Bewunderung oder Geringschätzung thätig entschieden, alle Neigungen ihre Bewegung empfangen.

Gefallend ist, was mit dem freyern Zustande, — achtbar, was mit dem reinern und höhern Bilde unserer Natur übereinstimmt.

Ueberall wird, was mit diesen reinen Vorbildungen sich berührt, mehr noch geglaubt, als erkannt.

Glaube ist der rege Trieb, Lücken der bestimmbaren Erkenntnifs, das dem Verstande Nichterwiesene, aus innerm Sinn, aus Neigungen zum Schönen und Grofsen, zu ergänzen.

Ueberall sind diese Neigungen, weil sie in jedem freyen Gemüthe selbstverstanden liegen, auch das, worauf der Dichter seine Wirkungen bezieht; so wie sie ihm selbst die Anciguungs- und Erklärungspunkte aller Dinge waren. —

Vermögen ist Kraft, nach in ihr selbst beding-

ten Formen das ihr Verwandteste sich anzueignen. Das ihr Verwandte ist ihr Stoff.

Durch welches Vermögen etwas hervorgebracht wird, durch dasselbe wird es auch von Andern begriffen. Was in uns durch Fantasie gefafst oder ausgebildet wurde, geht durch ihre Berührung auf Andere über: — doch dafs in der Mittheilung oft die Stellung der Momente sich verkehrt. —

Nur nach Maafsgabe unsrer eignen Dichtungsregsamkeit wird von uns ein Dichter begriffen. Nur das Verwandte eignen wir uns an. Nur durch ähnliche Ideenkeime werden fremde aufgefafst. Nur was wir an uns selbst achten, achten wir an Fremden. — Heilig ist also auch um so mehr dem Dichter an Andern, was ihm heilig ist an seinem eignen Wesen. Wie es in Ihm selbst zu Muth und Festigkeit erwuchs: will er es auf Andere verbreiten. So wird sein eigner Wille ihm ein Ideal. Ein Reich der höhern Würde will er stiften; ein Reich der Wahrheit, wo mit feurigem Gemüth angebetet werde, was als das Edelste ihm gewifs ist. (Wohin auch der zielverwandte Philosoph, nach mühsamen Forderungen und Erweisen, der Held nach manchem Kampfe, uns alle führen möchte.)

Stoff, Zweck und Gegenstand der Dichtkunst überhaupt, sind also in der Seele des Dichters so verbunden, so in Eins zugleich entschieden, so wechselseitig durch sich selbst bedingt, dafs sie nur vereint von ihm gedacht werden können. Nur im Geiste des Lesers trennen sie sich klarer.

Im einzelnen Dichter nur läfst sich prüfend entwickeln, wie er Stoff und Zweck zu Gegenstande

vereinte, und Stoff und Darstellung in Eins zu halten er sich immer klar und gegenwärtig blieb.

Also auch hier eine mehr vermischte, als abgesonderte, Beantwortung dieser Fragen:

Nur unter Beziehungen auf jene festen reinen Vorbildungen der Fantasie hat der Dichter, nach früher, innrer Eigenthumlichkeit seines Geistes, alles Umgebende betrachtet. Sie bleiben das thätige Gesetz, nach welchem er liebt und will; nach welchem er Gefallen, Theilnahme, oder Nichtgefallen ordnet. Alles andre gilt ihm nur als Schatten zum Lichte seiner Bilder.

Er stellt das Böse, dessen Kraft er achtet, neben edlere Formen: um, wie sein eigner Hafs und eigne Liebe sich erzeugen, so beyde durch schärfere Kontraste in Andern zu erregen. In seiner Kunst folgt er nur seinem eignen Leben: nur an einem festen Vorbilde und seinem Erreichen richten beyde sich auf. Jeder Gegenstand gefafst und aufgestellt, wie er seinem Zwecke, und jeder Zweck, wie er als Mittel einem höhern Zwecke dient: — so schreitet die Darstellung zur Einheit eines Ganzen.

In sich findet der Dichter den Gehalt und die Bedeutung, aufser sich den Zweck seiner Kunst. Durch eine innere Macht zieht er alles Befsere befser an sich. Durch eine innere, eben daraus entspringende, Gewalt sieht er sich an das Aeufsere und an die Menschen getrieben.

Dafs Ihm, — der, nach innerer Art, am leichtesten mit sich zu leben vermöchte: dem, im stillen Schweben seiner schönen Gebilde, alles irrige Verlangen Anderer so ferne liegt: — dafs selbst Ihm nicht genügt, allein zu stehen mit sich selbst: ist wohl

der stärkste Beweis, dafs auch Er, nach den tief gegründeten Gesetzen eines in der Reihe anderer thätig fest bedingten Wesens, in jeder Bewegung seines verständigen und empfindenden Lebens, zugleich dem Zwecke seines eignen und des allgemeinen Daseyns gehorche.

So löset sich der anscheinende Widerspruch im Dichter, wie im Menschen; der, von äufserer Gewalt und Ungewifsheit in sein Inneres flüchtend, innere Freyheit, innere Ruhe sucht, und doch, unbegnügt, zum Kampf und Bunde mit Andern vom Stolz eigner Wirksamkeit sich immer zurückgetrieben fühlt!

Einen doppelten Charakter trägt jeder thätige Mensch: den des Menschen überhaupt, und den der Verrichtung, der er ausschliefsend sein Leben weiht. — So herrschen und vereinen sich auch zwey Zwecke in jedem Dichter.

Als Mensch unter Menschen, folgt er, indem er von stiller Selbstbeschauung zur Wirksamkeit nach aufsen übergeht, dem allgemeinen Zweck und den gleichen Gesetzen mit jedem andern thätigen Manne: nur darin glücklicher, dafs, wenn auch jetzt unwirksam, sein Werk, der Willkühr Anderer weniger unterworfen, doch immer als dasselbe auf Jahrhunderte verderben mufs. Im beßern Sinne späterer Zeiten lebt es ganz und thätig auf. — (Wie wenige Andre können, bey ihren Thaten, darauf zählen?! Selbst die Geschichte bringt sie nur im Schleyer späterer Meynungen auf die Nachwelt).

Als Künstler, — ist, die Erreichung des allgemeinen Zwecks und der Wirkungen seiner Kunst,

giebt und empfängt, — ihr Fortwallen in der Umgebung und zur Fantasie, *) was in's Leben wirkt und durch's Leben erzeugt wird, — Zustand, Wechsel, Wirkungen und Kraft **mehr**, als das **Wesen** der Dinge: was sie **knüpft** mehr, als was sie **sind**, — ist also des Dichters Reich, aus dem Er seine Gegenstände und Mittel schöpft.

Leben — ist die in sich selbst bestehende Kraft der Individualität: nach eignen Gesetzen alles Begegnende sich anzueignen, innere Wirkungen äußeren entgegenzusetzen, um zwischen beyden zwar im Zustande, nicht aber im Wesen, sich zu ändern.

Alle leidende und bewegende Gewalten im Menschen, die, zu unmittelbarer Anschauung geeignet, an's Gefühl gebracht und im Gefühle nach moralischem Sinn begriffen werden können, — gehören der Dichtkunst.

Jede Bewegung schwankt zwischen Nah und Fern, zwischen Hell und Dunkel. Das Dunkle, Unerhannte, wird eigentlich der Reiz des nach Gewißheit lechzenden Geistes, ihm zu folgen. Nicht aus Kunstgriff, sondern nach dem eignen Triebe des Gemüthes, hängt die **Dichtkraft** sich an alles Fernhinzeigende, — fliehend, halbverborgen an sich Reißende.

Sie ist der geflügelte Bothe, der bis zum Schattenreich dringt, und zwischen Himmel und Erde Verbindung erhält. Im prüfenden Rathe sitzen ernstere Götter: die **Vernunft** und der **Verstand**.

---

*) Gerade, weil die Fantasie am meisten bestimmt ist, alles in uns zu bewahren und fest mit uns zu vereinen, ist alles Bewegliche ihr steter Reiz.

Daher ist im Unmefsbaren, im Romantischen, — da, wo in höherm Widerstande und höherer Bedeutung eine verborgene Macht im Menschen und eine geheime Zuversicht sich enthüllt, oder wo aus äufserer Gestaltung der Natur eine Stimme ferner, ungekannter Weisungen ertönt, — ihre Bahn.

Daher auch in uns der rege Hang, die Liebe zum Schönen; weil in ihm stets eine geistigere Beziehung uns anzusprechen scheint.

Die Geschichte der Regungen, aus denen sie übereinstimmend mannichfaltig in tausend trefflichen Geistern, — in jedem Einzelnen zum Baume, und durch Alle zum Walde, (den alle bilden, und in dem doch jeder dasselbe, was der andere, ist) erwuchs, — ihre Genesis, wie sie überhaupt im Innern der menschlichen Natur und in jedem Einzelnen sich anregt, . . würde die wahrste Geschichte der Dichtkunst und zugleich ihre wahrste Theorie seyn: weil doch jede praktische Kunsttheorie nur Resultat ihrer Geschichte, ihrer stufenweisen Entstehung im Geiste, ist.

Der Erste in der Menschheit, der die Sonne mit hohem Entzücken, mit höherer Deutung eines dankbar edlen Sinnes, beschaute... Aber wer ist dieser Erste? Ist's nicht Jeder, der mit gleich ursprünglich eigner Empfindung dasselbe fühlt? Jedem also, der die Hoheit des Anblicks, den Reichthum der in ihm sprechenden Gefühle, nicht allein ertragen kann; dem ihre Anbetung ein Opfer, eine Huldigung scheint, die ihr von Allen gebühre, und ein Recht, das Aller zustehe: öffnen sich die Thore der Dichtkunst. —

Vorzüglich auf zwey Gefühlen also beruht ihr Eintritt in die Welt:

Auf einem Gefühle des Rechts, welches der Menschheit allgemein zukömmt, dafs sie mit immer höherem Sinne sich erweitere für die edelste Bedeutung unsers und jedes andern Wesens; und

Auf dem hohen Gefühle der Liebe für alles Treffliche und Schöne, im Herzen des Dichters, das die Menschen, als Mitverbundene der gleichen Anbetung, um so heftiger umfafst, als der, der wirken, befsern und erhöhen will, heftiger und mit zarterer Aengstlichkeit liebt, als der, der nur gebefsert werden soll.

Aus beyden Gefühlen, nur in Verhältnifsen verschieden, begeistert sich der Dichter, — vom muthigen Eiferer für's Recht bis zum leisen Sänger der Minne; vom Manne, der, mit kühner Behauptung alles Grofsen im Menschen, als Herold unsterblicher Kräfte, eine Welt alles Edlen und Uneigennützigen erzeugen möchte, bis zum gutmüthigen Schwärmer, der mit sanfterer Seele wünscht, dafs die Natur uns, wie ihm, ein Rosenschimmer voll freudiger Ahnungen würde!

Ueberall will er beruhigen, anfeuern, erwecken, abhalten, berichtigen, den Schlafenden, Irrigen, Umhüllten losreifsen vom Zauber, der ihn feffelt, frey machen den Geist von falscher Bedrückung oder Schätzung. Die Waagschale des Grofsen und Kleinen schwebt in seiner Hand. Er will alles beleben, damit der Mensch sich überall lebend begegne. —

Jede verzehrende, leidende, oder hoffende Neigung eignet Ihm also, als Quelle des Lebens. Jeder Glaube, der in lebendigen Bildern den ungewifsen

Raum belebt; jede Macht, die fernhin wirkt; die Gerechtigkeit, die den Bösen und den Guten ereilt; die Tugend, in Sieg oder Kampf; das dunkle Eindringen in das Gewaltige der Schöpfung; das verkannte Gefühl, und jede grofse oder verborgene That, die gegen den allgemeinen Wahn sich empört; das Schreckliche; alle wirksamen Bewegungen, unter denen das menschliche Daseyn sich erhebt oder zerstört, — die Liebe, der Stolz, der Eifer, die Hingebung an das Wahre und Grofse; des schwachen Menschen kühner Kampf mit dem Schicksal; der Wahnsinn des Kecken, der Frevel, — was am häfslichen Gegenbilde die Liebe des Schönen feuriger macht; und die ewigen Hoffnungen, so die mangelnde Gewifsheit ersetzen und der unruhigen Seele doch wenigstens etwas zusichern: alles giebt Ihm Stoff.

In allen findet Er zugleich Gegenstände und Mittel der Darstellung und der Wirkung.

Denn, wie im Zwecke der Gegenstand, so sind im Gegenstand und Zwecke die Mittel für beyde schon gegeben: nur dafs ein herrschenderes Vermögen vielfaltiger, bestimmter zur Einheit drängt, und an jeder Sache innere Fülle Tausendfaches knüpft; ein schwächeres hingegen, beym Mangel bindender Kräfte, die Gabe eigner Armuth nur lose an einander hangt.

Alles Nöthige, um etwas zu erreichen, ist Mittel;

Gegenstand ist jede Form, die man nachgebildet oder selbsterfunden wählt, um einen bestimmten Charakter, . . eine Summe organisch-vereinter Kräfte, auszudrücken.

In jedem organischen Werke ist sich alles wechselseitig Zweck, Kraft und Mittel.

Der Zweck ist der über alles hinwirkende Geist: der Gegenstand der Körper, in dem er sich darstellt.

Dafs der Zweck sich oft nur ausspricht durch das Ganze, und nicht jedem Auge klar wird, ist nicht Kunstgriff, sondern innere Natur der Sache. Warum sehen nicht alle klar?

Im Gebrauche lafsen die Mittel sich unterscheiden in technische, unmittelbar für die Sinne nöthige, — Zeichnung, Sprache, Ton und Farbe;

In organische, — die zu einem Ganzen, seiner Handlung oder Wirkung nöthige Wahl, Bewegung, Verhältnifs, Art und Stellung seiner Theile;

In psychologische, — die Stufenfolge, das innere Verhältnifs der, der Dichtung angewiesenen Zugänge zum menschlichen Gemüthe: Klarheit, Richtigkeit, Wahrheit u. s. w. für Verstand und praktische Vernunft; was in Liebe, Achtung, Freude, Mitleid, Stolz und Muth u. s. w. anzieht, für das Gefühl; alles, was in Andern Zutrauen an des Dichters Meisterschaft und Willen, Gefallen an ihm und seinen Formen u. s. w. weckt. — Allen diesen tritt, für Leben und Erregung, noch der Kontrast zur Seite, das Gegenbild, als Mittel der Erhöhung. —

Einen andern Weg geht der dichtende Geist im Auffafsen und für sich selbst Bilden; einen andern im Darstellen. Dort betrachtet er das Leben, wie es in historischer Folge sich selbst darbietet: hier wendet er das erkannte Leben teleologisch an. — *)

*) Dafs jedes Mittel sich in seinem Innern in Stoff, Zweck und Mittel für sich selbst organisire, und so viele andere Eintheilungen zu verfolgen, ist hier nicht die Stelle

Was in der Welt, sucht der Mensch auch in der Kunst, — höchste Gewifsheit im Werth und Freyheit seiner Kräfte.

Des Menschen inneres Leben und subjektive Beschaffenheit ist also aller Kunst Quelle, Gesetz und Ziel; die Kenntnifs aller Dinge, . . . auf welche Neigung sie sich beziehen? welcher Empfänglichkeit sie entsprechen? — der Boden, aus dem die Kunst sich nährt. Das höchste Kunstmittel ist — Stellung der Gegenstände, dafs sie sich vorbereiten und verketten, nach eigner Natur und dem im menschlichen Geiste selbst gegründeten Ineinandergreifen seiner Empfänglichkeiten.

Ist also Dichtung ein einfach in sich selbst fortdauernder Akt unsers innern Seyns im Geiste: so zeigt sich Dichtkunst als vielfach verwickeltes Fortschreiten vieler Lebens- und Wifsens-Handlungen.

Auch sie ist ein Kind der Zeit und des Fortschrittes. Am Schicksal der Menschheit hangt das ihre. Um so ärmer, je beschränkter, je träger sie alles umgiebt. Um so reicher, je mehr im Verein der edelsten Kräfte, in der Fülle grofser Ereignifse, ihre Zwecke sich erweitern, ihr Umfang sich berichtiget, ihr Geist im Geiste der Menschheit sich entwickelt. —

Ueber Völker, über Jahre zieht die Geschichte, aus Absicht oder Furcht, ihre ungetreuen Farben. Unwillkührlich, unverholen wird die Dichtkunst, durch ihre Formen schon, der Spiegel jeder Zeit. Unabsichtlich zeichnet Sie in ihren Gegenständen, was an Irrthum oder Wahrheit, im Glauben oder Wifsen,

jedes Volk verehrte, wünschte, oder gab; mit welchem rohern oder feinern Sinne, mit welchen Vorstellungen im Kampfe, es sich Götter, Helden, Feste und Trauer, das Reine, Grofse, Heilige, und ihre Gegenbilder, schuf; oder, in seines Daseyns hohlem Nichts, selbst für die Klage verstummte.

Wenn unter allem dem, was eine frohere oder trübere Umgebung vermag; wenn unter tausend veränderten Lagen, unterm Scheine der verschiedensten Formen, doch immer und überall dieselben Gefühle, dieselbe Achtung für irgend ein Grofses, dieselbe Liebe zu irgend einer höhern Bedeutung des Lebens, beynahe dieselben Wege des Verderbens, in ihr erscheinen: giebt Sie nicht den reichsten Stoff zur innern Geschichte der Menschheit?

Wenn aus der Lebensweise, aus *dem*, was in mächtiger, dauernder Umgebung in früher Jugend uns anspricht, die Wünsche hervorgehen, die unser Gemüth herrschend beschäftigen: so gehen aus *diesen* die Objekte der Dichtung hervor.

Scheint, dafs die Dichtung sich an das Oertliche bindet, mehr Zufall, als Gesetz; so steht dem entgegen: „Auch unter dem schlechtesten Volke werde Jeder, *Gemeinglied* früher, als *Mensch*." — Es bilden aus jenen ersten Eindrücken und Wünschen unmerklich sich die Formen der uns erklärbaren Welt.

Nur was uns theilnehmend, in Liebe, Stolz, oder Verachtung, ergreift; nur was das Herz mit allgewaltiger Macht bewegt: drängt zur Wirkung nach aufsen, — zur That und zur Kunst.

Immer ist's die Jugend, die uns an die Dichtkunst hintreibt: wenn das erste Erwachen unsers Vermögens uns so grofs dünkt; wenn jeder Berg

und jede liebliche Erscheinung uns an sich zieht: wenn kein Gefühl uns noch betrog: wenn wir alles noch lieben, was uns umgiebt: wenn ein edlerer Glaube uns zu Kämpfern des Edelsten weiht.

Drückt eine spätere Erfahrung uns die Schmerzen des Widerspruchs auf: so ist doch die Gewöhnung so grofs und so süfs, und die Pflicht, . . als Auserwählte das unter Schmerzen Erkannte zum Befsern für Andere zu machen, jeden Mifsbrauch der Freude und der Gewalt in schönere Schranken zu leiten, schon so heilig, dafs selbst der Gram uns nur noch eifriger macht, das Schlechte zu bekämpfen.

Seine Sprache bindet den Dichter an sein Volk. Diesem, nicht der Welt, gehört er an. Unter gleichen Ideen, unter gleichen Bezeichnungen des Orts und der Lage, wird er, im Lob oder Tadel, nur hier am befsten verstanden.

Ihn beschränkt nicht sein Volk: aber Anlafs und Vorstellungen giebt es ihm. An *seinen* Zustand knüpft er den Faden, an den er anreihet, was Welt und Geschichte ihm darbieten. In *seiner* Beziehung betritt er jedes ferne Land: — mit Trauer bey jedem Guten, dessen Keim er in dem seinen nicht hoffen darf; mit Thränen und Wünschen, dafs das Befsere Glauben finde, so er zurückbringt.

Auch leidend, auch ausgestofsen von denen, die seine Stimme verspotten, tönt durch alle Gesänge der Ruhe, die er unter einem befsern Himmel erwarb, doch immer der trauend schöne Gedanke: „Ach! überall können Menschen glücklich und weise werden durch sich selbst: warum nicht *die* meines Landes? warum mufs ich hier einsam verhallen?!" —

Flüchtet er von dem Zustande seines Volks in träumende Welten: so ist selbst seine Bitterkeit nur der liebende Zorn einer unwilligen Seele, dafs an seinem Volke zur Lüge ward, was seine Kindheit versprach. So wandelt er unter den Bildern des Alterthums, und tritt hervor mit den Flammenschilderungen edlerer Zeiten: damit die Beschämung die ergreife, die er verachtet, aber — für die er dichtet.

Es ist kaum glaublich, dafs dem Manne von wahrhaft dichtendem Geiste, — der in seiner innern Natur alles Umgebende so reich und in eigner Bedeutung ergreift; der alles so festhält in innrer Beziehung; dem in der Liebe alles so unendlich erscheint, dafs selbst der Gram über das Verlorne ihn nie mehr verläfst; — dafs Ihm sein Volk gleichgültig werden könne, in Liebe oder Unwillen; dafs Er je von der ersten, höchsten Neigung seines Herzens, von seinem Lande! sich trenne, und freywillig zum Fremdling sich mache, dem nur das Fremde gefällt. Oder, geschieht es: so sind's gewifs nur Jene, die nie wufsten, was es heifse, einem Volke anzugehören; — verlorne Gemüther, Söhne einer entarteten nervenlosen Zeit, die in der Kunst nur Spiele ihrer Eitelkeit suchen!

Nichts steht allein: alles ist wechselseitig. Der Dichter bildet sein Volk. Er will, dafs er seinem Volke nicht unangeeignet bleibe; er bildet seine Gegenwart, und wirkt auf die Zukunft. — Wie beschränkt, aber wie rein seine Zeit; wie reich, aber verdorben sie sey: immer will Er des Befsten und Edelsten in ihrem Umkreise Erhalter oder Wiederhersteller seyn.

Mit heiligem Blicke betrachtet Er sein Land; an Sitten, Gebräuche, Gegenden, an alles, knüpft sich ihm das schöne oder trauende Geheimnifs einer höhern oder verfehlten Bestimmung. Auf dafs, wo das Schöne mit himmlischem Sinn die Erde umfliefst, die Empfindung im Schönen sich für das Befsere veredle; auf dafs der Bürger unter gleichen Erinnerungen sich vereinen lerne; dafs alles ihm grofs und theuer werde, und genugthuend in bedeutenden Gefühlen: bestreut Er mit Blüthen des Andenkens seinen väterlichen Boden. Wo eine That geschah, wo ein friedlicher Mensch die Tugenden seiner Verborgenheit übte: tönt sein Gesang. Der Name bleibt dem Berge; dem Thale sein reizendes Bild. Heldenschatten wandeln auf den Höhen; Vergangenheit und Zukunft schwebt auf allen. Alles wird durch Ihn lebendige Geschichte. Ewig befeelend spricht sein Geist die Nachwelt an.

Im feinern Sinne des Schönen lernt der Jüngling sein Vaterland so höher lieben; aus Liebe sich hingeben an seine kommenden Pflichten. Mag dann der Kampf gegen Unrecht und Irrthum sein Leben wegzehren, oder mag es friedlich still im Wirken vergehen: immer weiht sich ihm jede That in den Worten des Dichters, der seine Seele erweckte.

Er fühlt, was ein Name im Gesange, auf ihn selbst vermochte. So strebt er nach Gröfse, um einst als Vorbild der Nachwelt zu dienen. — Was ein edler Mann über eine That aussprach; was im Reize seiner Darstellungen sich so mächtig an alles Offne, Freye und Schöne, im Gefühle der Jugend hängt: — ist die höchste und reinste Gewalt des Unterrichts. Wer hat es nicht an sich erkannt, wie oft ein füh-

eingedrücktes Bild, seiner Wahl den Ausschlag gab? wie oft der Strahl eines Verses Licht in seine Seele warf, und die Nebel ihres Unmuths in eine lebendigere Aussicht zerstreute?

Darum wäre zu wünschen, dafs Dichter unter bestimmterer Anwendung bey unsrer ersten Bildung eingeführt würden; dafs ihr Lesen nicht dem Zufall überlafsen bliebe; — dafs frühe schon auch der künftige Dichter erweckt würde, in schärferer, reinerer Beziehung auf sein Vaterland das Leben aufzufafsen!

Was ist die kühnste That in ihrem Entwurfe, als ein Erzeugnifs unsers dichtenden Vermögens?

Nur aus dem, was aller Dichtung Quelle ist, — aus jener inneren regen Kraft des Schönen, der alles Befsere durch Vertrauen angehört, quillt auch die freye ungetrübte Sicherheit des Lebens, die überall, wo zwischen Edel und Nutzbar die Wahl ist, für das erstere entscheidet.

Warum wollen wir diesem Gesetze der Natur, — warum, bey Spott und kalter Nützlichkeit, dem zartesten Triebe unsers Geistes entsagen?! Ist denn das Leben blofs eine Rechnung, die Tugend so leicht, und die Entscheidung so gewifs, dafs man, was die Vorsehung dem schwachen leidenden Menschen zur stärkenden Begleiterin gab, so schnell vermifsen kann?! —

Warum stehen einzelne Zeiten so leer und so dürftig in der Geschichte? warum andre so reich? warum noch andre so wichtig in Ereignifsen, und doch so widrig bey näherer Betrachtung?

Was macht den Menschen grofs? und was die Zeiten? — Der reine Sinn, den das Selbst nicht mehr beschränkt; die Mehrheit solcher Menschen,

denen, im Wiſſen oder Glauben, ein Heiligeres, Allgemeines, zur Uebereinkunft ihrer Thaten vorſchwebt.

Nur eine erhabne, weit mehr als unser Selbst umfaſsende, Idee bringt uns zur helleren Eintracht mit dem Daseyn, zur Einheit mit uns selbst. Ohne sie, stehen unsre Kräfte gegen einander gerüstet im Kampfe; der Augenblick wird unser Herr. Unter schnell-wechselnd ergriffner und verhöhnter Wünsche Uebermacht, wird in Groll und Zweifeln das Leben ein frühes Alter. —

Nach allgemeinen, und aufwärts immer allgemeinern, Zwecken ist alles angeordnet; als Theil das Einzelne hingegeben.

Ueberall bestraft sich Engheit, die alles auf sich beziehen will, durch ungeheure Anstrengungen, die sie bedarf, um störend, auf kurze Zeit nur, in den Gang der Dinge einzugreifen. Nirgend hat ein einseitiger Zweck etwas Dauerndes, selbst im Beſsern, erzeugt. —

Die Fragen: was gut, was schicklich, was nothwendig u. s. w. sey? lösen sich an einzelnen Fällen nie, nur am Allgemeinen der Menschheit befriedigend auf.

Und wie unter dem Sklavendienste des Eigennutzes der Einzelne frühe altert, und nur mit edlern Lebensansichten eine lange Jugend bewahrt: so die Völker.

In der ganzen Geschichte zeigt sich immer nur die Periode groſs, wo ein allgemeiner Zweck, und ein richtigerer Sinn für das Innere der menschlichen Natur, ihre Kräfte freyer und gewiſser enthüllte.

Ueberall erscheint der Mensch bedürftig, daſs seinem Blicke etwas Höheres, Unerreichbares, vor-

schwebe; damit er im Widerstande kühn, nichts, was durch's Erreichen schon verächtlich wird, erlange, sondern wo, beym neuerkannten Umfange, seine Kraft immer gröfser sich erscheine.

Die Welt ist uns, wie unsre Vorstellungen sie zeigen. Jeder ist die Sonne seines Kreises. Alles ist da: aber nur durch Licht schweben geistig-lebend Form und Farben auf.

Die wirksame Kraft unsrer Vorstellungen hängt von ihrem Zusammenhange mit dem moralischen Sinne, — den in unsrer Fantasie stets lebendigen Ideen des Schönen, Erhabenen und Achtbaren, ab.

Nur durch sie erweitert sich das Leben zu einem unendlichen Gesichtskreise, zur höchsten Würde im Menschen, — „etwas Höheres, als er selbst ist, erkennen zu können."

Nur an ihnen, als Bildern eines freyen Wohlgefallens, — als Bildern, in denen unser Ich sich selbst höher und heiliger, ausgebreiteter und verbundener mit allen, in mitwirkender Kraft zu einem hohen Ganzen erscheint, entzünden sich mächtige, dauernde Leidenschaften.

Jedes kühne Wollen, jede Leidenschaft, ist an sich selbst — Dichtung, . . Hingeben an ein Höheres, für welches zu handeln, uns die Krone alles Daseyns dünkt. —

Alle in uns erwachenden höheren Vorstellungen lafsen sich beynahe unter die Hauptsummen bringen: Ehre, Freundschaft, Liebe, Vaterland, Religion.

Alles, was durch sie, als ihrer Natur nach unerschöpflich und mit jedem Fortschritt immer höher

sich erweiternde Ideen, Grofses und Erhabenes, oder (im Mifsbrauche) Ungeheures, in's Leben gebracht wird; alles Kühne und Mächtige, was der Mensch für ihre Erhaltung oder gegen ihren Untergang wagt, — zeiget, dafs sie, ihrem Wesen nach innere Nothwendigkeit unsrer Natur, der Form und lebendigern Erregung nach aber — Dichtungen sind.

Selbst in der edelsten Gesetzgebung herrscht die edelste Dichtung. Denn auch sie zieht den Menschen an ein Höheres, das in seinen Vorstellungen gefunden wird; fafst und vereint durch sie sein Wirken, und gründet ihren Bau auf Fantasie so sehr, als auf Vernunft. (Auch sehen wir die ältesten Gesetze von Dichtern ausgehen.)

Daher erklärt sich's auch, warum alle Dichtkunst so innig und so einzig aus jenen Hauptvorstellungen Gültigkeit, Daseyn und Erweiterung schöpfe; warum, wenn in gesunkenen Tagen nur die Ueberlieferungen ihrer mächtigen Wirkungen und Ereignifse noch leben, edlere Dichter an ihren trauernden Erinnerungen hangen, oder in zürnender Begeisterung für ihre Wiederkehr streiten.

Nicht aber von dem, dafs in Einzelnen solche Ideen leben und blühen, sondern von einem allgemeinen Glauben hangt ihr wirksames Daseyn ab; damit, in ihm vereint, einer dem andern vertraue, jeder den andern erkenne, berühre, — in der Verklärung eines gleich-erhabnen Willens; damit, wenn auch Einige eine That eigennützig auf sich leukten, doch ihr Beyspiel betrachtet werde als eine Schande der Menschheit! — —

Nun erklärt sich's, warum einige Zeiten so leer und so dürftig in der Reihe der andern stehen; —

wenn, beym Mangel allgültiger, hoher Ideen, kein Stoff gegeben wurde zu allgemeiner Zusammenwirkung, keine höhere Leidenschaft verstanden oder ausgeübt werden konnte; wenn Jeder, zurückgedrängt auf sich, getrennt von andern, im engen Kreise seiner eignen Wünsche und Genüfse sich begraben mufste; wenn die Noth, und der Kampf um Bedürfnisse, im Widerwillen aller, ihn zu demselben gegen sie, zum Mifstrauen gegen alle, zur ängstigen Bedachtheit seiner selbst, zur Berechnung und Klugheit, zur List und zur Verstellung, leitete.

Wie kann der einzelne Mensch auf ein höheres Gebild noch vertrauen, wo jedes durch die traurige Erfahrung Aller sich thöricht widerlegt? Wie kann er noch auf Werth und Würdigung im Leben bauen, wo jeder Augenblick den vorigen erniedrigt? wo nichts Bleibendes entsteht? wo selbst die Wifsenschaft nur als Behelf, und das Heiligste als peinliches Bedürfnifs eigner oder fremder Täuschung, gilt? —

Es erklärt sich, warum einige Zeiten bey wichtigen Ereignifsen, im Kontraste der kleinen Beweggründe, aus denen sie hervorgehen, so widrig erscheinen: — wenn, nach grofsen Zeiten, nach dem Untergang ihrer mächtigen, aber einseitigen, Ideen, nun ein eben so einseitiger Spott derselben den Stolz ihrer Verachtung und des Afterredens gegen alles Grofse der Fantasie erregt; wenn der kalte und schnell-ernüchterte Verstand Einiger, sein irriges Nachlallen in der Tagesmeynung Anderer, und das dumpfe Stillstehen der Meisten, die Mittel zeigt, — im Hall hoher Worte und in der Heucheley vergangener Gestalten getrennte Menschen nach allen Richtungen der kühnen Arglist und des Eigennutzes zu treiben;

wenn ein Irrthum, überwältigend, selbst das Beſsere zur Verstärkung seines Stroms mit sich fortreiſst; wenn das Verderben keck und schrankenlos das Ungeheure wagt, — weil, wo in allgemeiner Weichheit oder Schlechtheit Jeder gerne Theil nimmt oder selbstverächtlich huldigt, kein Mittel mehr zu scheuen ist!

Hier kann, im Flammenblicke des zwischen Gut und Uebel sich selbst nicht klar- und reinen, und doch empörten Geistes, nur ein Aristophanes entstehen, der, indem er züchtiget, die Bosheit seiner Zeit zugleich belustigend im Verlachen des Edleren bestärkt. Aus Spott und Unglauben des frühe gesuchten und nie gefundnen Guten, aus dem durch alles Fehlerhafte gereizten und zermalmenden Gemüthe, gehen seine Gestalten hervor. Beugsamere halten sich in weicher Entfernung oder Verhöhnung jedes kühnern Gedanken, der unnütz gegen die Macht des verdorbenen Jahrhunderts kämpft. Stille, einsame Ruhe lehren sie; „Ruhe, nur Ruhe!" ist ihr Seufzen. Jeder höhere Sinn greift schon zerstörend in die bleichen Gestalten ihrer wimmernden Furcht, ihres krankhaften Mitleids, ihrer aus Schrecken der Gewalt auch jede Kraft im Menschen vernichtenden Lieder. Selbst in den Riesen der Vorzeit sieht, unter Mifstrauen und blutender Erfahrung, ihr thränendes Auge nur kecke Verwüster, und in jedem Kampfe nur den Wahnsinn eines sich selbst befeindenden Geschlechts; — während erhabnere Geister einsam und ungekannt verstummen, oder, gehaſst und zerstört in der Kraft ihres Unmuths, in zürnenden Lauten ungenützt verhallen!

Wo kein Glaube an das Edlere, an das Kräftige im Menschen, wo selbst in seinen Kämpfen ihn nicht

der Muth einer mächtigen Idee (oder doch ihr Wahn) belebt: ist kein Stoff und kein Raum für die Dichtkunst. Sie erwacht nicht, oder sie wird nicht gehört. Dienstbar und verächtlich denen, die keck und glänzend im Verderben wandeln; schlaffen, entarteten Herzen üppiger oder weichlicher Nothtrost, zierlich in unmännlichen Seufzern, beschaulich in überirdischer Welterstorbenheit, prunkend in Trauer und Empfindung; — wird sie allem Kleinlichen eigen.

Wo? wo ist also Raum und Stoff für sie? — In jenen glänzenden reichen Epochen, wo entweder gegen die Uebermacht des Irrigen und Bösen der freye selbstbewegte Wille des Einzelnen oder Vieler, im edelsten Verein der Kräfte, auf den Kampfplatz tritt; oder, wo Wahn gegen Wahn, doch immer das geglaubte Bessere den Menschen zur festen Leidenschaft, sich selbst zu opfern, treibt; wo, siegend oder untergehend, in Ernst und Kühnheit selbsterhöhter Zwecke, die Menschheit ihre Kraft sich eingedenk und würdig zeigt; —

Oder in jenen hellern Zeiten, wenn der einfache Sinn grosser Ideen, durch Anordnungen, die ein edlerer Geist erdachte, durch eine schöne Ueberlieferung, jeden Gebrauch in höherer Bedeutung, jede Gegend in ihren Denkmahlen, das Leben in der Hoffnung eigener Thaten, betrachtet; wenn, in der dauernden Erwärmung mächtiger Uebereinstimmung, auch das Alltägliche mit edlerem Sinne geschieht; wenn das Anständige und Erhabne, als Höchstes, über das blofs Nützliche sich emporhebt; wenn in Bildern edler Meister die Jugend im Keime der Gefühle schon dem Schönen sich vertraut; — kurz, in jenen einfach-

hohen Zeiten, wenn für die Ehre seiner Väter, seines Landes, mit reger Fantasie zu gleichen Opfern sich jeder freye Sinn bewegt.

Vielgebend stehen dann Menschen an einander. Jede Gabe will durch eine edlere erwiedert werden. Vor dem mächtigern Gange der Seele sinkt das kleinlich-Trennende hinweg. Eine Liebe, ein hohes Ziel, das nur durch Alle erreichbar wird, umfaßt und nahet sich alle. Das Leben wird ein Kunstwerk, — ein in sich selbst bestimmtes und bewegtes Ganze edler Kräfte. Und auf seinem eignen Boden lebt und blüht der Dichter, in ewiger Begeisterung des mächtigsten Vertrauens auf sich, und Andere, von denen er empfing, was er weiter bildet; von denen er verstanden wird und geehret. —

So sehen wir in der Geschichte die höchsten Dichter immer in unmittelbarster Beziehung auf ihr Volk aus seiner lebendigsten Anschauung hervorgehen. — So gab ihr Volk ihnen den Stoff, und Sie ihm den Schwung.

Ueberall stritten sie für das edlere Gefühl, gegen dessen schleichende Feinde, — den Eigennutz und die Selbstsucht; überall für ein reineres Wohlgefallen, gegen ein kleinliches Sinken.

So dichteten Homer und Ossian, und wer groß ist im Denkmahl seiner Werke. Nicht in der eitlen Rücksicht auf einen ungekannten Erdkreis: es galt ihnen weniger, was Fremde sagen möchten, als wie ihr Volk sich selbst erscheinen sollte. Sie dachten ihre Zeit und ihre Menschen, unter den großen Verhältnissen eines bestimmten Erfolgs für die Nachwelt. Sie dachten die Vorzeit, als eine Welt, wo die Entfernung das Kleinliche

der Zwischenspiele abstreift, und wo That und Wirkung, wie zwey mächtige einzelne Gestalten, aus lichten Wolken herüberschreiten. Dort war für sie der freye Raum, aus sich selbst das Passendste hineinzulegen, den Blick frey auf die Sache hinzuleiten. —

Nur am grofsen Vorbild alter Welt, als einer geläuterten Ueberlieferung, wird das Gefühl der Gröfse und der Ehre festgehalten. Das miteingreifend-Kleinliche der Umgebung, das unbestimmt und formlos hinströmende Gewühl, welches selbst das Beisere, was geschieht, unserm Blick in der Gegenwart oft so unerkannt, so zweifelhaft entführt, ist vorüber. Der Charakter edler Menschen, durch Jahrhunderte bewährt, steht vollendet.

Eben weil sie ihre Zeit nach bleibenden Verhältnifsen des Menschengeistes betrachteten, und in jedes Bildes Verschiedenheit doch immer zugleich ein dem Eignen nahverwandt Erkennbares entwarfen, wurden sie der Neigung ihres Volkes sicher, das im Lobe seiner Väter, eigne Beschämung freudig hinnahm.

Nicht indem sie allgemeine Formen, sondern indem sie Individuen, und in ihrem Abstande zur höhern Menschenform zugleich ein ewiges Bild der Wahrheit, zeichneten, — wurden sie, mehr als sie glaubten, . . Lehrer und Freunde aller Völker, aller Zeiten.

So gilt auch hier der Satz: „Wer, was in heiliger Pflicht ihn nahe umgiebt, mit hoher fester Liebe zu ergreifen, — wer sein Volk am reinsten aufzufafsen weifs: der hat das edelste Maafs der Menschheit in sich aufgestellt." In seinen Werken herrscht

derselbe Geist, an dem sich alle guten, alle beseeren Menschen je begegnen. Denn überall sind: Recht und Gut und Schön, die ewigen Begriffe aller Bildung. —

Noch giebt es, wenn jene Gemeinsamkeit des schönen, regen Lebens längst vorüber, eine dritte Möglichkeit Dichter-reicher Zeiten. Im Geiste der schnellbewegten Wissenschaften tritt der Bessere zum Bessern. Geschichte und Erfahrung, im allgemeineren Sinne begriffen, ersetzen, was dem Jahrhundert an thätiger Kraft, an nazionellem Schwunge fehlt.

Was in der Natur, im Menschen, und in allem Menschlichen, ergründet ward, die festbestimmte reichere Uebersicht der Dinge, — bildet nun den Dichter. Im Umfang äusserer Kunst erweitert, zieht er, was seinen Tagen mangelt, — den Stoff, aus jener That- und Lebensvollern Vorwelt. —

Ob im Fluge durch eine schönere Vergangenheit sein Geist sich trübe; ob seine Zeit den vollen Sinn des Vorgelegten fasse: was kümmert's Ihn, dem eine edlere Möglichkeit Gesetz ist, — dem das jezt-Unthunliche in künftiger Entwicklung erreichbar vorschwebt?! — Jede goldne Zeit war doch nur rein und frey in Wenigen vorhanden: in tausend Andern nur Gewöhnung und ein Meynungsbild. Jedes Jahrhundert ward durch Einzelne gebildet: aber fortgetragen, ermächtiget mußte ihre Stimme durch die Mehrheit werden. — Maximen, Gesichtspunkte, Empfindungsbilder, unter welchen man die Verhältnisse des Lebens anzuschauen mehr fortgerissen als überzeugt, mehr eitel als bedacht ist, machen den Geist der Zeit. Er entsteht; er muß entstehen. Die

Menge, deren Werk er scheint, ist eigentlich das seine. Aber selbst in seinem besten Daseyn ist er kein Lob; nur Beweis ihrer Schwäche, . . dafs aus freyer Einsicht für die Sache nur wenige handeln: dafs durch Zwischenmittel die meisten bewogen und getrieben werden müssen. Nothwendig ist er. Darum knüpft jeder gröfsere Mensch ihn gern an seine Fäden. Aber gehorchen kann er ihm nicht. Still stehen darf er nicht mit ihm. Der reinen unbeschränkten Würde seiner Kunst soll der Zeitgeist nicht gebieten.

Es geschieht aber, in Tagen, wo die Kunst beym allgemeinen Fortschritte der Wissenschaft sich selbst am hellsten wird, dafs, bey zunehmender Ungleichheit zwischen den Gebildetsten und ihrem Volke, der Mangel aller Auffassung durch Entfernung um so mehr vergröfsert wird. Ein vielseitigerer Lebensgebrauch läfst der Fantasie zu wenig Raum. Trotzig und verzagt steht zwischen zu gehäuftem Wissen der Geist der meisten. Fremd bleibt ihnen der strengere Dichter. Durch seine Vorzüge werden seine Wirkungen beschränkt. Aus herrschenden Theorieen wird die Kunst erlernt und beurtheilt; aus nachahmender gefälliger Fertigkeit, die dem Gesetze der Uebereinkunft folgt, geübet. Ihre Quelle, ihre Wahrheit geht verloren, wo ihren Schein zu erreichen die Mittel sich häufen. Alles wird Verworrenheit. — Der Dichter, der seinen Zeiten, dem irrigen, bald vorübergehenden Geschmacke dient, bezeugt, dafs ächter Sinn entflohen sey. Alles Hohe wird nun um so viel schädlicher, je mehr im Götzendienste des Afterbildes sein Untergang nicht gefühlt wird. Je ärmer an

tiefrer innrer Macht, je vielseitiger fortgerissen, je schneller wechselnd und nach Wechsel gieriger eine Zeit ist: je eifriger wirkt die Eitelkeit, alles Gesagte durch neuen Glanz in Wort und Farbe zu überfliegen. Die kälteste Sache nimmt den Ton der wärmsten Schwärmerey: bis, weil nichts mehr zureicht, das Jahrhundert unter eigner Uebersättigung sinkt. Der Verstand, der nur nach Gestalt und Wirkung richtet, geht verachtend am Spielwerke seiner Zeit vorüber. Niemand findet mehr des Forschens würdig, was immer lächerlich in wilden Absprüngen umherschweift. Um Eine ihrer edelsten Triebfedern wird die Menschheit ärmer, durch die Thorheit des Mifsbrauchs. Zwischen grobem oder verworrenem Mystizism, der überspanntesten Sinnlichkeit oder Satyre, erstirbt endlich die Kunst. —

Auch hier zeigt sich der schwankende Gang des menschlichen Geistes. Zu keiner Zeit sich selbst als ein Ganzes zu betrachten bedacht; vom Zufall immer an einseitige Ausbildung gestofsen; bald eines philosophischen, bald eines poetischen, bald eines heroischen Zeitalters sich rühmend: zeigt der Mensch, dafs er immer durch seiner edelsten Kräfte einseitige Verehrung sich selbst um ihre Wahrheit betrog, und, mit zerrifsener Seele die Wunden, die er sich selbst schlug, in ungerechtem Hafs und einer eben so ungerechten einzelnen Ueberschätzung anderer, zu heilen verführt, nie dem wahrhaft-Dauernden nahte; — welches nur in der Gleichachtung und Zusammenwirkung aller seiner Kräfte und Mittel erreicht werden kann.

Wäre der Sinn der meisten Menschen minder flach, träge, oder eitel: Dichternamen würden

wenn wahrhaft grofse Zeit[illegible] nicht mehr sind, weit weniger entstehen, und die Werke manches berühmten Mannes kaum Leser finden. Aber in der Ohnmacht hohler und in nichts auf sich beruhender Seelen befreunden und verstehen sich beyde. Dem Flachen, der keiner grofsen festen Forderungen Idee in sich fuhlt, scheint jede vorübergehende Erregung tief und wahr. Der Träge will auf fremden Flügeln fortgetragen werden. Dem Eiteln, der in der Anmuth eines glänzend aufgegriffenen Schimmers sich nur rühmen will, gedichtet oder gelesen zu haben, genügt die Wiederholung oder Uebertreibung herrschender Ideen, oder ihr gänzlicher Widerspruch in aufgedunsener Keckheit. — Wie könnte sonst die Kunst, der, jenseit irriger Tagsverhältnifse, nur in des Geistes reiner innerer Welt das Ziel befestigt steht, dahin gekommen seyn, dafs sie, nach Moden wechselnd, wie eine Sklavin dem Zeitgeist diente? Wie könnte sonst dieser Mifsbrauch der Kräfte auch in Befsern entstehen, die, während sie ihr Vermögen, aus jedem Stoff ein Werk zu erkünsteln, erweisen, dem Auge der Menschen nur das, was ewig vergefsen seyn konnte, ... gemeine Kleinlichkeit, und das enge, alltägliche Leben, darstellen? Wie wäre es sonst möglich, dafs so Viele sich zu Dichtern berufen fühlten, wenn nicht der spielend eitle, jeder reinen Forderung entzogene Geist der Zeit, so leicht befriediget, sie über sich selbst verwirrte? Wie wäre es möglich, dafs die Dichtkunst, der, im freyen Umblick alles Lebens, des Menschen weiteste Kreise offen stehen, sich so ausschliefsend im Einzelnen wiederholte: wenn nicht in blinder Aufnahme herr-

schenden Ideen der Geist den meisten sich selbst beschränkte?

Die Begeisterung der meisten quillt aus Jugend. Jede Aufwallung scheint ihnen bedeutend; jeder selbstgefällige Moment ein grofser!

Aber gerade in dieser warmen, unbestimmten Lebensregung, wird alles Umgebende, in freudiger Berührung, arglos, nächtig aufgefafst, und der Geist der Zeit auch des Besseren stärkster, gefährlichster Verführer. Im falschen, einseitigen Getrieb und Zweck, im Rausche, wird jede eigne Empfindung, jede Selbstkenntnifs zerrüttet. Die Flamme lodert weg; alles Eigne geht verloren. An das Fremde glaubt der jugendliche Schwärmer; und nie gehört hinfort sein Geist sich selbst mehr an. Was er seine Kunst nennt, ist die Uebung, Herkömmliches in neue Worte einzufügen. An enge Gewöhnung kettet ihn sein Alter: sie ist die Muse der meisten. Sie täuscht durch leichte Verknüpfung des Fremden mit dem Fremden im Gedächtnifs, in der schimmernden Verwendung des blofs Erlernten.

Wahr und wirklich mag Vieles: geltend und grofs, durch augenblickliche Macht, Manches seyn. Aber die Frage: „Was soll es Andern? wohin soll und wird es führen?" — dieses innre Gesetz, wird sich Jedem irrig lösen, dem die Zeit Gesetz ist.

Aus Schwäche und Entkräftung hangt der Mensch dem Aehnlichsten am liebsten an. Aber wer, dem seine Kraft noch heilig ist, wird einem Irrthum schmeicheln wollen, den er beugen könnte? — Den Beyfall giebt freylich die Zeit; Berühmtheit ist ihr Werk. Aber wie armselig erscheint oft schon morgen, was heute gefiel?! — Ein ahnend

innrer Sinn der Wahrheit, eine innere Scham der Falschgepriesenen, herrscht mächtig wie das Schicksal, — oder ist vielmehr das, was wir dunkel unter diesem Namen fafsen, im Gange der Menschheit. Wer mag am Schreckbild ihres Unbestandes nach etwas streben, was nicht Wahrheit ist? Wer kann als Sklave fröhnen wollen ihr, die jetziges Lob so bald und mit Spotte zurücknimmt??

Es giebt Männer, die, ohne höhern Geist, durch vielfache Regsamkeit (selbst durch Gegner oder Spötter, die sie wecken,) ihre Zeit in Bewegung setzen. Gehören sie gleich nicht in die Zahl grofser Menschen, so zeigen sie doch, was der Einzelne, auch mit wenigen Kräften, vermöge: was die Schwäche der meisten fordere, oder trage. Zu edlerer Absicht heiligt sich dem wahren Menschen an dieser Schwäche sein Vermögen. Aus Mitleid mit dem immer schwankenden Geschlechte, aus einem drangenden Gefühle der Gerechtigkeit, .. Retter des Irrenden zu seyn, entspringt die Achtung, mit der er in jedem seiner Werke dem edlern Ziele folgt. Der hohe Stolz des in sich selbst erhabenen Gemüthes, das alles Irrige verächtlich von sich hält, ist des Dichters Genius. Wer nicht als Mensch grofs ist, — wie soll der grofs als Dichter seyn? — —

Ernst und heilig ist jede Kunst: denn sie ist hoher, himmlischer Abkunft. Ein ewiges Gesetz bestimmt ihr Seyn im Geiste des Menschen. Innre Freyheit ist ihr Element. Erinnerung giebt den Stoff. Im Unmuth, dafs nicht alles so ist, wie es seyn könnte, seyn sollte, — wird sie erzeugt.

In der Scham einer verfehlten, im Stolz einer errungenen Bestimmung, soll sie herrschen. — Darum steht sie dem Tragischen näher, als dem Heitern.

Alles, im einzelnen Leben, widerspricht sich, löset sich auf in Zerstörung durch den Gebrauch. Alle einzelne Freude ist die Täuschung eines flüchtigen Glaubens an die Minute. Alles Wichtigscheinende wird am Ende klein. Nur im allgemein-Bleibenden der Menschheit, in dem, was Jeden überlebt, erscheint etwas Grofses. Und das Einzige, was dem Einzelnen zusteht, ist: — Mit hoher Achtung eines Etwas, zu dem alles nur eine flüchtige Bedingung ist, über das Leben und seinen Gebrauch, den Tod und seine Furcht, über alles Einzelne und seine Schätzung, emporzutreten.

Steht dann nicht immer jeder gröfsere Mann zwischen zwey schneidenden Gegensätzen, — zwischen der Unzulänglichkeit der Menschen, welche, durch ein stetes Verkennen und Schiefstellen auch des einfach-Wahren, alles Handeln und Wollen um seine Wirkungen bringen; und zwischen seinem eigenen Geiste, in dem sich alle Züge des einzelnen Grofsen, die Lichtblicke höherer Möglichkeiten, die aus der Vorwelt herübertretenden Bilder, zu einer grofsen Uebersicht sammeln? — Allein und gedrängt von unerreichten Wünschen, im Gefühle seiner und aller menschlichen Kräfte, steht der wahre Dichter; die Menschheit ehrend, der Einzelnen Unrecht bekämpfend. Seine Thätigkeit gehört Allen: aber nur wer in seinen Wirkungskreis tritt, hat Theil an ihr. Selten wird er erkannt: aber weithin auf ferne Zeiten kömmt einst die Wirkung seines Wollens; dorthin ist sein Blick gerichtet.

Wenn die beſsere Seele, müde in ewiger Verhüllung immer unter Verhüllten zu wandeln, nach Erlösung vom Zwange der kleinlichen Umgebung seufzt: steht der Dichter freundlich und ermunternd ihr zur Seite. Neuen, frischen Glauben an das Edlere erhält sie von ihm. Wahrheit, — nicht die traurige der Erfahrung, sondern Wahrheit in unserm Innern, zieht die Menschen an ihn hin. — —

Noch muſs ich an ein Unrecht erinnern. Man schäzt oft Dichter bloſs nach dem Range, den die Willkühr den Gegenständen, so sie behandeln, anwies. Man sezt den Epischen fast über jeden andern, selbst über den hohen, mächtigen lyrischen Dichter; und vergiſst nicht selten den Sanften ganz, über den Heftigen und Starken: da doch jeder in der Reihe der Menschheit eine würdige und nöthige Stelle einnimmt. Denn, nicht das Groſse und Heftigwirkende allein; auch das Minderstarke, auch das Kleine ist wichtig, das, in steter Wiederkehr unter den Spielen und Freuden des Lebens, das Leben selbst unter die Last seiner Gemeinheit hinabziehen könnte, wenn nicht der wohlthätige Genius des Dichters, in deſsen reiner Seele auch das Gemeine sich veredelt, seiner gefährlichen Macht entgegenwirkte, . . durch höhere Beziehungen, durch sinnvolle Worte, und das Näherrücken an die Bilder schönerer Fantasie. Er bekränzt den Becher mit Rosen der Freude, und heiligt den Kuſs zum Symbol höherer Liebe, zum Zeichen des Vereins unschuldvoller edlerer Seelen. —

Man hört oft, sogar gegen die Dichtkunst, überhaupt, sprechen! Ist denn aber ein verfehlter Gebrauch

(die Sünde des Einzelnen oder der Zeit!) ein zulässiger Grund zu gültigem Urtheil? Soll denn immer nur der Erfolg richten? und der handelnde Mensch nur nach augenblicklicher, nicht nach allgemeiner ewiger Anwendbarkeit für Andre, seine Rangstelle erhalten? Ist denn diese Anwendbarkeit selbst, oft mehr, als Einpassen in den verschobenen Gang der Zeit, — eine Entsagung aller Eigenthümlichkeit und freyen Aussicht, ein Unterordnen unter ihre Zwecke, ein Streben nach Schein im Hingeben an fremde Gemächlichkeit? Ist, wenn auch der Dichter oft einsam und unbenüzt steht, nicht eben sein Unbenüztstehen das Siegel seines über die Einsicht und Weisheit des Jahrhunderts erhabenen Werthes? — —

Fragen, ob es weibliche Dichter geben solle? heifst, dünkt mich, beynahe so viel, als fragen: ob das Weib denken und empfinden, — ob es Dichter, überhaupt, geben solle?!

Hat denn die Natur, zwischen Weib und Mann, eine viel gröfsere Entfernung, als die der individuellen Verschiedenheit, festgesezt?

Wenn aus der Mehrheit ähnlicher Individualitäten der Verstand, sich zum Behelfe, die Hauptsummen der Männlichkeit und Weiblichkeit bildet, und mit scharfsinniger Lust specielle Kontraste, zu Ernst und Scherz des Witzes und der Eitelkeit, in allgemeinem Widerstreite aufstellt: so mag das gut seyn, einzelnen Beobachtungen Reiz und Zusammenhang, für das Gedächtnifs und für die Lebensklugheit, zu geben; Ergründung aber und Darstellung der inneren Natur selbst, ist es nicht. Für die Wahrheit wird

dadurch nichts gewonnen. Es treibt vielmehr, im Zu- und Absprechen einzelner Fähigkeiten, in der Vergötterung oder Erniedrigung eines einzelnen Geschlechts, die gefährliche Einseitigkeit des verwundeten oder geschmeichelten Menschensinnes ihr häfsliches Spiel.

Zugegeben indefsen, dafs durch die Mehrzahl übereinstimmender Eigenschaften, jedes Geschlecht in unüberschreitbarem Abstande vom andern erscheine: — sollten wir uns nicht freuen, in den Geweben einer weichern, zärtern Fantasie ein anderes Fühlen, ein anderes Auffafsen, eine neue Sprache verschiedener Lebensansicht, zu erfahren?

Je vielseitiger, durch Entferntheit individueller Anschauungen, die Menschheit sich darstellt: um so allgemein-umfafsender wird des fortschreitenden Jahrhunderts Uebersicht alles defsen, *was*, und der Art, *wie* es im Menschen erscheint, gründet, wirket und ist.

Nur dafs das Weib, in ungetrübter Form, vom mühsamen Nachbilden der männlichen sich frey bewahre; nur dafs das Weib in treuer, eigener Ursprünglichkeit sich auszusprechen wage; nur dafs ihre Art im Dichten des reinen innigen Gefühls, wahrer Ausdruck, und nicht eine blofs veränderte Eitelkeit und Sucht zu glänzen, sey: — *das* sind die Forderungen, die wir machen können.

Ob auf wenigere, und *welche*, Dichtarten weibliche Fähigkeit, überhaupt, sich beschränke? — ist eine zweyte, eben so unnütze, Frage; die, selbst am Manne, nur individuell sich stellen und beantworten läfst.

Wenn nicht so sehr das Wifsen der Regeln, als

der Kreis von Welt und Thätigkeit, in dem er lebt, dem Dichter im Umfange seines Geistes die höhern oder tiefern Stufen seiner Dichtart vorzeichnet: so gehen auch die Dichtungsweisen einer Frau gleich weit mit ihren Lebensschranken. Je mehr Sie, bey innern Anlagen, das Aeufsere in tieferer innigerer Berührung sich anzueignen Gelegenheit findet: je höher steht sie an Ansprüchen und Selbstvermögen für mehrere und höhere Formen. Innerhalb der Gränzen ihrer Welt und Anschauung bleibend, — wer mag sagen, sie erkühne sich zu viel? Tritt sie heraus: so theilt sie das Schicksal des Mannes, der sich selbst überhebt, und dann nur ein Machwerk falscher Vorbildungen, die mit nichts übereinkommen, unter Flitterglanz aufhäuft. Die Eitelkeit ist sein Genius; die Regel sein Krückstock. Bewunderer findet er immer, weil die Wahrheit den meisten seiner Leser so fremd und unerkannt ist, als ihm selbst!

Dennoch beschränkt so manches eine Frau (in irrige oder wahre Gränzen) mehr, als den Mann. Ihr Leben ist ein beständiges Ausschliefsen und Hinopfern ihrer Wünsche an die herkömmlichen Formen ihrer Würde, — an die Gesetze, die sich ihr vorschreiben. Zu wenigeren Anschauungen kann sie gelangen. Von vielen hält ihre Scheu, von vielen eine weichere Gewohnheit, ein leichteres Schmerzen ihrer Empfindungen, sie zurück. Welche Objekte soll und kann sie wählen?

Ist doch sogar oft die Frage mit bittrem Ernst erörtert worden: Ob eine Frau, ohne die Zartheit (das heifst doch wohl meistens: „ohne die heuchlerische Sittlichkeit der immer nur in's Arge deu-

tenden Welt!") zu verletzen, offen von Liebe sprechen und dichten könne?! — Ist denn aber falsches Schweigen besser, als Wahrheit? Soll denn der selbstbewufst-reine freye Geist nie wagen, seine edlere Idee, auch mit Gefahr grober Mifsdeutung, zu enthüllen, und was und wie er fühlt, — die Liebe als einen Gegenstand des reinern Gefallens, als einen Anklang des feineren Gefühls, für schönere Gemüther zu behandeln? Verdient, da die Liebe nun einmahl herrschend in's Daseyn wirkt, nicht jedes Streben, . . „ihr Wesen, frey vom Zufälligen und Verworrenen, zum hellern Bilde beserer Zuversicht zu erheben" vielmehr Dank? Ist, Leidenschaften (ergänzende Theile unserer Natur!) reinigen, nicht des Dichters eigentlicher Beruf? Sind Liebe und jede begehrende Neigung, — sind Ruhm, Ehre und Vaterland, und der kühne Muth, für ein grofses Bild sich hinzugeben, im Grunde nicht Kinder Einer und derselben Kraft im Menschen, nur im Objekte verschieden??

Nur die irrigen, verworrenen Gestalten, unter denen man die meisten Leidenschaften in's Leben und in die Dichtung einführte, haben ihre Schätzung verfälscht, und Menschen auf den Wahn gebracht: „jeder müfsige Wunsch, in Worte aufgedunsen, sey Leidenschaft! und jeder kalte oder stürmende Egoism eine Sprache des innern Gefühls!"

Und darum ward auch die Natur der Liebe, zwischen den einseitigen Abbildungen herrschender Lüsternheit, oder den glänzenden Scheinfarben übermüthiger, mit unächtem Enthusiasm sich überladender Jünger, so selten in ihrer Wahrheit dargestellt; — ein eben so ungeheures Chaos von Irrthum, Meynung

und Maximen, als jedes andre menschliche Wiſsen. Wird nicht jed- treuere Abbildung eine Wohlthat?

Mir erscheint Liebe in jedem Einzelnen, wenn er nicht an falsche Formen sich zwingt, so einzeln und individuell, als er selbst ist; und in jedem Einzelnen nach den Stufen seines Lebens verschieden. Man hat ihr aber, dünkt mich, eine Bedeutsamkeit und Ausdehnung gegeben, die ihrem Wesen durchaus nicht zukömmt. Sie verbreitet sich und wird etwas in der eignen Kraft des Einzelnen, mit der sie sich durchdringt. Aber sie ist nichts mehr, als Wärme, die auch jeder andre Trieb nach etwas Ernstgewolltem erregt. Was sie wirkt, ist Natur des Strebens überhaupt. Das Objekt verändert die Erscheinungen. —

Wer irgend eine That, Neigung, oder Eigenheit seiner selbst, oder der menschlichen Natur überhaupt, in Gesang oder Untersuchung aufstellt, — handelt im Namen der Menschheit. In demselben Namen sollte auch Jeder, der über ihn urtheilt, seinen Ausspruch, frey von der Individualität seines eignen, viel- oder wenigen Theilnehmens, dem höhern Kanon unterordnen. —

Nicht was Jedem in einzelner Beziehung und Erregbarkeit eine Sache gilt, die als nothwendige Eigenschaft des menschlichen Gemüthes sich erweiset: sondern, was sie im Ganzen der Menschheit, durch Irrthum oder Wahrheit, im bösen oder guten Gebrauche, vermag, — wohin sie führt, und wohin sie geführt werden kann: ist der Maasstab ihrer Wichtigkeit und ihres Werths.

In keiner Darstellung darf der Dichter, so wenig als der untersuchende Philosoph, diesen Gesichtspunkt

verlieren. Einseitiges Betrachten ist, durchaus, der Menschheit gröfstes Hindernifs im Fortschreiten ihrer Erkenntnifse. — Dieses Schätzen aller Dinge nach persönlichen Anregungen und nach den Meynungen der Zeit und des Orts, und ihr unausbleibliches Verwirren aller Klarheit, die nur durch Rückführung jeder Sache auf ihre Allgemeinheit erreicht werden mag: — wann wird es einmahl aufhören, im alltäglichen Leben, wie in den Künsten?! Wann werden wir anfangen, gerecht jedes Menschen Hervorbringen und Wirken, nach den Verhältnifsen seiner reinen unbedingten Anlage zu den Umgebungen, die ihn hindern oder fördern, zu beurtheilen? seine Individualität, als Glied eines organischen Ganzen, im Leben der Menschheit zu achten?? —

Dafs die Menschen sich so leicht in ihrem Verstande, so schwer und so selten in ihren Gefühlen offenbaren, — wenn nicht Eitelkeit, oder Absicht, oder Mangel an Erfahrung, sie dazu spornt (wo sie dann nur zu gerne von ihren Empfindungen sprechen!) ist immer ein schlimmes Zeichen; denn die Furcht vor Mifsdeutung, die so behutsam und mifstrauisch macht, setzt immer viel herbe Erfahrungen voraus. Noch weit mehr aber ist sie der traurige und verderbliche Quell, aus dem alle Flachheit, — der häufige, oft gänzliche, Mangel aller nähern Berührung, (der Mangel an wahrer Schätzung und wechselseitigem Verständnifs) hervordringt.

Nur der Dichter ist's, der es übernimmt, sich selbst in seinem Innern, in seinen Empfindungen, — in dem, was sonst kaum vom Einzelnen zum Einzelnen (aus innerer Scheu vor Mifsbegriffen)

lust wird, darzustellen. Er giebt sich preis allen Urtheilen selbstbeschämter, des Bessern unerfahrner, in ihrer Kälte und Trockenheit unbescheidner, stolzer Menschen; — damit doch auch andere bessere gleichgestimmte Seelen sich in ihm verstanden fühlen, — damit jedes stille oder einsam-grosse Herz seinen Freund in ihm erkennen möge.

Wahrheit, des inneren Seyns reines freyes Wirken für alles Gute und Schöne, ist jedes Gedichts Berührungspunkt für das menschliche Gemüth. Nur in sofern wir dieses stumme, uns selbst oft dunkle, unbedingte Streben nach etwas Höherm, darinn ausgedrückt finden, und das, was es darstellt, als eine längstgesuchte Abbildung unserer, in ihrer höchsten Blüthe stehenden Natur erkennen müssen, wirkt es auf uns. Daher könnte man sagen: „Höchste Dichtung sey die höchste Wahrheit, im Aufschluss der menschlichen Natur; Rückführung auf ihr innerstes, edelstes Geheimniss." —

Mit solchen Ideen und Wünschen, über Werth und Wirkung der Kunst zum Besten der Menschheit, — werden die vorliegenden Gedichte in Andrer Hände gelegt. Durch eine unbedeutende frühere Auflage wurden sie (dem grössern Theile nach) zwar schon bekannt gemacht; aber — gesammelt ohne strengere Auswahl, und entstellt durch manche irrige Verbesserung solcher Beurtheiler, die mehr um den gewöhnlichen Gang der Sprache, die Richtigkeit des Reims, und die Stellung einzelner Worte oder Ausdrücke, als um den eignen Geist und reinen Sinn

der Dichterinn, bekümmert waren. Ihrer ursprünglichen Bedeutung gemäfser treten sie jezt hervor: d. i. von fremden Zusätzen und Aenderungen gereiniget: mit neuer Sorgfalt, und mit der gewifsenhaften Aufmerksamkeit, die man der Würde seiner Kunst und der Lesewelt, sich selbst und seinem Ruhme schuldig ist, durchgesehen, — zum Theil auch ganz umgearbeitet: durch längere praktische Erfahrung und eine reifere Einsicht in das Wesen der Kunst, an der Hand der Freundschaft und Liebe, ausgebildet: mit Einem Worte, verbefsert! und in der Gestalt, wie sie wahrscheinlich nun für immer bleiben werden. Viele der vorhin im Druck erschienenen Stücke, die keinen innern, dauernden Werth hatten, sind hier ganz und ohne Nachsicht verworfen, dafür aber manche andere (befsere) eingeschaltet worden. — Alles, was nicht in dieser neuen Sammlung erscheint, erkennt die Dichterinn nicht mehr für ihr Werk. —

Ob und wann ein zweytes Bändchen nachfolgen werde? — kann, für izt, nicht angegeben werden. Indefsen wird es, zugleich von der Aufnahme des gegenwärtigen abhangen. Findet dieses den Beyfall, den man von dem gebildeteren Theile des Publikums, für Gedichte dieser Art, mit Recht erwarten kann: so erscheinet einst — wenigstens eine neue, vermehrte Auflage: die, alsdann, vielleicht alle diejenigen Werke der Dichterinn enthalten dürfte, welche Sie zum Drucke bestimmt, diesmahl jedoch darum noch nicht geliefert hat, weil Sie auch selbige, durch eine nicht minder sorgsame Ausbildung, erst der Vollkommenheit näher zu bringen wünscht. Uebrigens entscheidet die Zahl und Menge der Stücke

in den Augen des Kenners wohl sehr wenig, für die Güte und Vortrefflichkeit einer poetischen Sammlung.

Ein kleiner Theil der hier aufgenommenen Gedichte, besteht aus den Produkten einer jugendlichen Fantasie, — den ersten glücklichern Versuchen eines früh-erwachten weiblich poetischen Genius; in jenem heitern Lebenstraume, wo eine kindlich unbefangne edle Mädchenseele, im freudigen Vorgefühl höherer Bestimmung, über die Nebelwolken der Wirklichkeit leicht und froh hinschwebend, sich oft in die reinern Regionen der Idealwelt hinaufschwingt, und, stolz auf den Besitz ihres Saitenspiels, (dem Sie „bald traurend still, bald fröhlicher und freyer" ihre leisesten Ahnungen, Wünsche und Besorgnisse vertraut,) dem unfreundlichen Ernste späterer Erfahrung selig-unwissend entgegen reift.

Erwacht endlich aus den Träumen, — in deren unruhvollem Reiche die Natur die Kräfte der Jugend ausbildet, — zeigt sich in den übrigen (späteren und ernstern) Gesängen der immer mehr entwickelte Geist der Dichterinn, und zuletzt in seiner ganzen, zur Reife und Vollendung gediehenen, Stärke.

Die meisten dieser Gedichte aber, sind — Früchte eines in sich selbst zurückgedrängten, durch Umgebung und irriges Begegnen oft verletzten, Lebens. Selbstgespräche möchte ich sie nennen; Selbstgespräche eines in träumender Verwirklichung unerwiederter Gefühle schwebenden Gemüthes, das, höherem Gute unter fremdem Irthum oft entsagend, eigene Lasten mit stiller Duldung tragen, — der Jugend unerreichtes Wünschen in sich selbst verschliefsen mufste.

Nicht alle Wege, die zur Dichtung führen, ge-

hen über Blumen! Manch' frohes Lied, ist oft nur ein kühner Auflug des über trübe Tage sich selbst ermächtigenden Geistes. Nicht selten ist poetische Beschäftigung ein Kind der scheuen Lebensschmerzen, und einer einsamen Entziehung der eignen innern Welt vor fremden Augen. Wer berechnet, wie viel dem Sänger das Höchste, was er hervorbringt, oft an frühern oder spätern Thränen kostete!? . . .

So wie in starken Seelen fast immer, so sind in weichern zuweilen, Gedichte das Werk eines zürnenden Trotzes, eines stolzen Verachtens, und eines freywilligen Verzichtthuns auf Alles, was nur auf Kosten selbstvergessener Würde verschafft wird. Immer aber entstehen ächte Kunstwerke dieser Art, aus harmonischen Bewegungen eines durch innere Macht in sich selbst geläuterten Geistes. —

Nicht ohne persönliche Erfahrung ist über häufige Mifsdeutung, Einiges hier geklagt worden. In einer Stadt, wo (damahls) noch Wenige sich dafür gebildet hatten, entstanden diese Lieder. Nach und nach, so wie sie gedichtet wurden, erschienen die meisten derselben im Drucke, theils einzeln, theils in Musen-Almanachen und andern litterärischen Blättern. Von Vielen ward es, als etwas Ungewöhnliches, getadelt! . . Nur wer ähnlich und frey fühlt, erklärt den Dichter. Männer sind, gegen eine Dichterinn, schon darum oft ungerecht, weil sie dem seltnern weiblichen Beginnen immer eine härtere Deutung unterlegen, und was ihnen eine kältere Weltkenntnifs als das Mehrere zeigt, für das Allgemeine halten; Weiber sind es, weil die meisten, stumm und bescheiden aus Eitelkeit und Besorgnifs, das Geheimnifs ihres Bundes verrathen

glauben, wenn Eine ihres Geschlechts das, was sie, mit heiterm oder schwererem Sinn, als höheren Werth im Leben fand, sich selbst und Andern im Nachbilde festzuhalten suchte. Mifsgunst und Neid, und (dessen Tochter) die niedrige Schmähsucht, bleiben nicht unthätig dabey. Jede Auszeichnung, jeder hellere Glanz, der das seltne Talent zu begleiten pflegt, reizet sie. Die gebührende Verachtung aber, die man ihnen (mit Recht!) nur schweigend entgegensetzt, verwandelt diese widrigen Leidenschaften unedler, selbstsüchtiger Seelen, fast immer in Hafs und blinden Eifer, — dem alsdann selbst das Göttlichste im Menschen nicht mehr heilig ist!

Freye Wahrheit und eine helle Sittlichkeit, die nicht in Schein und falsche Behutsamkeit sich einengt, sind übrigens ein vorzüglicher Charakter dieses Gedichts. Die stille Persönlichkeit eines über sich selbst klaren Gemüthes, drückt sich in ihnen aus, —

Von keiner irrigen Selbsterhöhung fortgerissen, anspruchlos, und im Kreise ihres einsamen, obschon thätigen, häuslichen Lebens begnügt, — sieht die edle Dichterinn nun mit heiterem Blick und frohem Bewufstseyn auf das unruhige klippenvolle Meer des Jugendalters zurück, dessen Stürmen Sie, durch Muth und Beharrlichkeit, so glücklich entging. Sie freuet sich der Vergangenheit jener glänzendern Lebensepoche; aber nur — wie einer überstandnen Gefahr! .. Nie hat Ihr ein Wunsch darnach ihre jetzige (eben so schuldlose, aber stillere und glücklichere,) Gegenwart verleidet. Klagt Sie noch: so beklagt Sie nicht, was einst war, und nun vorüber ist; sondern — dafs, unter den Irthümern der Menschheit, das schöne Leben nie wird, was es seyn sollte! ..

Ihre Muſse weiht Sie, froh und dankbar, auch jezt noch dem Dienste der Musen, die, als getreue Begleiterinnen ihres Lebens, in keiner Lage sie verliefsen, — Ihrem gepreſsten Herzen so oft, und in so mancher trüben Stunde, Trost und Erleichterung gewährten, und Ihr die Bekanntschaft, Achtung, Freundschaft, Liebe und Bewunderung so mancher edlen Seele verschafften: so wie sie Ihr auch auf gleiche Achtung und Theilnahme eines jeden gutartigen und gebildeten Menschen, nah und fern, gerechten Anspruch geben, und in der Reihe der Edleren ihres Geschlechts, auch bey der Nachwelt, eine ausgezeichnete Stelle zusichern.

Wien, im May, 1804.

F. W. M.

Anmerkung. Die vorliegende Sammlung von den Werken der Dichterinn, sammt diesen gehaltvollen, für Dichter und Philosophen, so wie überhaupt für jeden Freund der Kunst, höchst interessanten „Ansichten" eines der originellsten und scharfsinnigsten Denker des Zeitalters, — hätte schon vor der Ostermesse dieses Jahrs bey J. F. Unger, Buchdrucker und Buchhandler in Berlin, erscheinen sollen. Das Manuscript war (im December 1803.) bereits abgesendet, als die unerwartete Nachricht hier ankam, dafs dieser verdienstvolle Mann — mit Tod abgegangen sey!

Die, schon an sich sehr vortheilhaften, Verlags-Bedingungen, welche derselbe der Dichterinn (noch im Februar 1804.) vorgeschlagen hatte, wußte er durch seine zuvorkommende humane Art noch annehmlicher zu machen. Er mochte es wohl auch erfahren haben, daß diese, seit mehreren Jahren, mit so viel Fleiß und Sorgfalt gemachte Sammlung von Gedichten, keine von den gewöhnlichen Erscheinungen an Deutschlands poetischem Himmel seyn dürfte. Darum hatte er sich, unter andern, auch anheischig gemacht, von derselben zu gleicher Zeit eine sogenannte Pracht-Ausgabe in 4to. zu veranstalten. (Wozu er jedoch „um gegen den, gar nicht zu vermeidenden Nachdruck, für die beträchtlichen Kosten einer solchen Unternehmung, gedeckt zu seyn" den Weg der Pränumeration gewählt haben würde.)

Bald aber, nach diesem Tode, als sich die Dichterinn (durch Ursachen und Umstände, deren Erzählung nicht hierher gehört,) veranlaßet: das Manuscript, von der Wittwe desselben ohne weitern zurückzufordern, — Ihr war es ohnehin (wie alle ihre litterärischen Freunde und nähern Bekannten es wißen, und wie es auch in ihren Antworten an Unger zu wiederholten Mahlen ausdrücklich geschrieben steht,) nie um eine kostbare, mit Kupfern gezierte, Pracht-Ausgabe; wohl aber, und hauptsächlich nur um eine anständige Existenz ihrer Geistes-Produkte, d. i. um eine ordentliche, korrekte und geschmackvolle Auflage ihrer neu-gesammelten Poesieen, zu thun. In eben dieser Absicht entschloß Sie sich später: dieselben hier zu Wien, unter ihrer eignen Aufsicht, und auf ihre eigenen Kosten, drucken zu laßen. — Die Zwischenzeit benutzte Sie zu einer neuen Uebersicht aller in diesem Band enthaltenen Gedichte, und verbeßerte, was Sie daran noch hier und da

zu verbeſſern nöthig, oder rathſam und zweckmäſsig, fand; so, daſs diese, mit aller möglichen Aufmerksamkeit veranstaltete, Ausgabe dadurch am inneren Werthe wenigstens so viel gewann, als es ihr vielleicht am äuſseren abgehen mag. —

Diese Anmerkung soll denjenigen unter den Lesern und Leserinnen zur Nachricht dienen, welche sich um die baldmöglichste Erscheinung dieser neuen Sammlung näher interessirten, und die Ursachen einer so unerwarteten Verzögerung nicht wiſsen konnten.

Wien, den 24. Julius 1805.

B.

GEDICHTE.

Lebenstraum.

Ich safs vor eines Tempels Halle
Am Musenhayn,
Umrauscht vom nahen Wafserfalle,
Im sanften Abendschein.
Kein Lüftchen wehte; — und die Sonn' im Scheiden
Vergüldete die matten Trauerweiden.

Still sinnend safs ich lange da,
Das Haupt gestüzt auf meine Rechte.
Ich dachte Zukunft und Vergangenheit; und sah
Auf einem Berg, dem Thron der Götter nah,
Den Aufenthalt vom heiligen Geschlechte
Der Sänger alt' und neuer Zeit,
An deren Liede sich die Nachwelt noch erfreut.

Todt, unbemerkt, und längst vergefsen schliefen
Fern in des Thales dunkeln Tiefen
Die Götzen ihrer Zeit, —
Im Riesenschatten der Vergänglichkeit.

Und langsam schwebend kam aus jenem dunkeln Thale,
Entstiegen einem morschen Heldenmahle,
Jezt eine düstere Gestalt daher,
Und bot (indem sie wie von ohngefähr
Vorüberzog) in einer mohnbekränzten Schale
Aus Lethe's Quelle mir — Vergefsenheit!

Betroffen, wollt' ich die Erscheinung fragen,
Was dieser Trank mir nützen soll? . .
Doch schon war sie entflohn: ich sah's mit stillem Groll;
Denn meinen Wünschen — konnt' ich nicht entsagen.
Da kam in frohem Tanz, mit zefyrleichtem Schritt,
Ein kleiner Genius gesprungen,

Und winkt' und rief mir zu: „Komm mit!
Entreifse dich den bangen Dämmerungen, —
Sie trüben selbst der Wahrheit Sonnenschein!
Komm mit! Ich führe dich in jenen Lorberhayn,
Wohin kein Ungeweihter je gedrungen.
Ein unverwelklich schöner Dichterkranz
Blüht dort für Dich im heitern Frühlingsglanz,
Mit einem Myrthenzweig umschlungen."

Er sprach's, und ging nun schnell voran.
Ich folgte, voll Vertraun, dem holden Jungen,
Beglückt in meinem süfsen Wahn.

Es herrschte jezt die feyerlichste Stille
Im ganzen Hayn. Das lang-ersehnte Ziel,
Hellschimmernd sah ich's schon in ferner Schattenhülle,
Und stand, verloren ganz im Lustgefühl.
„Nimm" (sprach er izt) „es ist Apollons Wille;
Nimm hin diefs goldne Saitenspiel!
Es hat die Kraft, in schwermuthsvollen Stunden

Durch seinen Zauberton zu heilen all' die Wunden,
Die Mifsgeschick und fremder Wahn dir schlug.
Mit zärtlich rührenden Akkorden
Tönt es vom Süden bis zum Norden,
Und übereilt der Zeiten schnellen Flug.
Sey stolz auf den Besitz! und denke:
„Von Allem, was die Götter Sterblichen verleihn,
ist dieſs das höchste der Geschenke!"
Und Du — Du wirst es nicht entweihn." —

Ich athmete von nun an freyer;
Apolls Geschenk, die goldne Leyer,
War mein Gefährte Tag und Nacht.
Noch nicht vertraut mit ihrer ganzen Macht,
Sang ich zuerst nur kleine Lieder;
Und Echo hallte laut und fröhlich wieder,
Was jedes junge Herz sich wünscht und sich
verspricht.
Doch dieſs gefiel den Mädchen nicht.
Nur — schweigen, dachten sie, sey Pflicht!
Und hüllten tiefer sich in ihren dichten Schleyer.
Vielleicht, vielleicht in eigner Brust

Sich irgend einer Schuld bewufst,
Verkannten sie den Ton der Leyer!
Sie wähnten thöricht, ihren Bund
Und ihre Tändeleyn verrathen, —
Verrathen durch der Schwester Mund.

Ich wufste wenig, was sie thaten;
Und ihre Furcht war ohne Grund.
Was ich gedacht, was ich empfunden,
Und wünschenswerth im Leben fand;
Was in der Weihe heil'gen Stunden
Ich, arglos wie ich war, gestand:
Es war der Hang nach dem gelobten Land,
Wo reingestimmte, freygeschaffne Seelen
Sich finden, schnell verstehn und wählen, —
Unsichtbar an der Zauberhand
Der höhern Sympathie geleitet.

Diefs Hochgefühl, das kein Geschick verleidet,
Nach welchem jede befsre Seele strebt;
Das von dem Thier den Menschen scheidet
Und himmelan zu Göttern hebt;

Der edelste, der reinste aller Triebe,
Die unschuldvolle, wahre Liebe:
Schien mir (mit höhern Wesen schon verwandt)
Des Liedes würdigster und schönster Gegenstand.
Klagt' ich? — so galt's dem oft gekränkten Rechte
Vom ganzen weiblichen Geschlechte, —
Nicht selten auch der Männer Unbestand'.

Drum schied ich bald aus ihrem bunten Kreise,
Und zog mich — in mich selbst zurück.
Mir bot die Einsamkeit ein stilles Glück
Und eine befsre, höhre Lebensweise. —
Da saug ich nun mit unbefangnem Sinn,
Bald froh, bald traurend, meinen Frühling hin.

Oft pflanzt' ich Rosen um die Trauerweide,
Oft um der Freundschaft theures Heiligthum
Vergifsmeinnicht und Immergrün herum.
Und so ward izt ein Plätzchen dürrer Heide
Für mich ein irdisches Elysium.

Bedrohte gleich die Ebb' und Fluth des Lebens
Mich oft in meiner Ruhe Port:
Mich zog der Strom der Welt vergebens
In seinem Wirbelkreise fort.
Sanft schwebte hin mein leichter Nachen;
Der Sturm der Leidenschaften schlief;
Und meine hochentzückte Seele rief:
„Ist dieses Glück ein Traum, so will ich nie
erwachen!"

Ach! kurz war meine Seligkeit! . .
Denn nur zu bald begann des Lebens innrer
Streit.
Gewitter kamen nun herangezogen,
Und kraftlos blieb der Lyra Zaubermacht.
Schon tobten rings um mich die aufgeregten
Wogen;
Die Donner rollten, — Blitze flogen
Hin durch der Wolken finstre Nacht.
Weh meiner Gartenflur! die mir so hold gelacht,
Die ich so liebend mir mit Sorgfalt auferzogen!

Doch selbst in diesem Kampf der Elemente lag
Für mich ein neuer Schöpfungstag.
Der grause Sturm, die wild-empörten Wellen,
Statt meinen frey-hinwankend leichten Kahn
An schroffen Felsen zu zerschellen,
Erhoben ihn nur immer mehr hinan
Zu jener hohen Sänger Sternenbahn.

Bald war das schwarze Sturmgewölk verflogen,
Und freundlich zeigte sich der milde Friedensbogen
Am neu-erhellten Horizont.
Zwey Blumen, die der Götter Zorn verschont,
Erhoben izt ihr mattes Haupt, — und sogen
Erquickt den Thau des Himmels ein.
Sie glänzten sanft, in traulichem Verein,
Verschönert durch der Farben Widerschein, —
Als sagten sie: „Nun sind die Götter dir gewogen!"
Der Freundschaft liebliches Vergifsmeinnicht,
Das so bedeutungsvoll zum Herzen spricht,

Bescheiden barg es sich im kühlen dunkeln
Moose.
Die tausendblättrige, vom Dorn beschüzte Rose.
Das Sinnbild reiner Zärtlichkeit,
Sie blühte fort in stiller Sicherheit, —
Entrückt dem lauen Westgekose,
Sich selber unbewufst, (ein Kind der Flur!)
Noch unbekannt mit ihrem seltnen Loose,
Und kaum bemerkt, im Schoofse der Natur.
So reifte sie, der Tugend einst zum Lohne,
Als Preis für Treu und Redlichkeit,
Als Kleinod für die Siegerkrone,
Dem Würdigsten der Sterblichen geweiht.

An einem schwülen Sommertage,
Ertönte lauter meine Klage:

„In Deinem Tempel fleh' ich hier,
Apoll! Du holder Gott der Sonne!
Nimm Dein Geschenk zurück!.. Die Wonne,
Die es mir schuf, verdank' ich Dir.
Es hat mich dulden oft gelehret,

In Stürmen meinen Muth bewähret,
In Leiden meine Kraft gestählt, —
Den müden Geist in harten Proben
Zu neuer Thätigkeit erhoben,
Mich froh mit Jugendlust beseelt. —
Die schöne, feine Welt, um sich an mir zu rächen,
Hiefs meine Lieder — Schwärmereyn!
Und, Deinem Dienste mich zu weihn,
Ein unverzeihliches Verbrechen! — —
Nicht achtend ihrer Klügeleyn,
Liefs ich mein Herz allein nur sprechen,
Und folgte meinem Genius.
Des Glückes Gunst, — früh lernt' ich sie entbehren;
(Beglückt durch Selbstgefühl und mäfsigen Genufs,
Vom Mangel fern, und fern vom Ueberflufs.)
Ich hörte nur auf Deine Lehren;
Der Wahrheit lebt' ich nur, und Dir.
Nur Dir, Du holder Gott der Sonne,
Dir weiht' ich jede Lebenswonne: —
Gieb mir Unsterblichkeit dafür!!"

Und gütig-lächelnd hört' Er mein Begehren.
„Dein Wunsch ist unbesonnen zwar"
(Erwiedert' Er;) „doch will ich ihn gewähren:
Willst Du nun auch, auf die Gefahr,
So dich bedroht, gefafst zu seyn, mir schwören?
Wohlan! Als Priesterinn nehm' ich dich auf;
Vollende deiner Prüfung Lauf."

Es stampfte neben mir der Dichter Fluggefährte,
Stolz auf sein mächtig Flügelpaar. —
Als er Apolls Entscheidung hörte,
Die ihm so unerwartet war.
Er stuzte sehr ob dem Verlangen,
Dafs er von mir — von mir! Befehle sollt' empfangen;
Dafs er, der lieber stets nur Männer trug,
Durch eines Mädchens Hand gelenkt, im raschen Flug
Von einem Alter hin zum andern
Nun still-gehorchend sollte wandern!
Diefs wollt' ihm gar nicht ein. — Die leichte Reiterin

Wahre Liebe.

Nicht alles, was man Liebe nennt, ist Liebe.
Wenn's gleich Uraniens Gewänder trägt.
Unschuldig sind des Herzens erste Triebe,
Und selig Der, der sie in uns erregt!

Ihr Feuer wärmet sanft. So wärmt die Sonne
Im Frühlinge den jungen Blüthenbaum. —
Sie ist der Urborn jeder höhern Wonne,
Sie jeder edlern Seele schönster Traum.

Nur sie berührt des Herzens feinste Saite,
Die Einmahl, Einmahl nur harmonisch klingt,
Und dann verstummt, wenn nicht ihr eine zweyte
Gleichlautende zur Antwort widerklingt.

Sie ist genügsam, duldend und bescheiden,
Sie zehret stets von ihrem eignen Schatz;
Ein Wort, ein Blick — schafft ihr für alle Freuden
Der Eitelkeit, den reichlichsten Ersatz.

Durch hohe Selbstzufriedenheit beglücket,
Ist sie verschwiegen; kaum dem Busenfreund
Vertraut sie, was im Stillen sie entzücket, —
Und ist noch seliger, als sie es scheint.

Vor ihr entfliehn die niedrigen Begierden;
Erhabene Gedanken zeugt sie nur.
Sie machet leicht der Menschheit schwerste Bürden,
Und hebt, veredelt jede Kreatur.

Sie kennet keinen Eigennutz; sie währet
Auch dann noch fort, wenn jede Hoffnung flieht.
Still, wie ein Lämpchen, das sich selbst verzehret
Und ungesehn in öden Gräbern glüht. —

Ihr! die Ihr zürnt, wenn diese sanften Triebe
In uns erwachen, eh' Ihr ihnen wehrt, —
Bedenket, dafs der Frühling ächter Liebe
Oft schnell verblüht und nie mehr wieder-
kehrt!

Beweggründe zur Poesie.

Heil Dir, geliebte Dichtkunst, Heil!
Nur Du besiegst das Vorurtheil.
Was ich in Prosa unrecht finde,
Dünkt mir in Versen keine Sünde.

Ein Mädchen, leider! darf's nicht wagen,
Frey, dafs sie liebe! zu gestehn.
Denn häfslich ist die Lieb' in unsern Tagen;—
Doch die Koketterie, der Flattersinn, ist schön'

Drum weih' ich mich dem süfsen Dienst der Musen.
Wer ihnen dient, ergiefset ohne Scheu
Sein Herz in ihren holden Busen, —
Und niemand stöfst sich dran; man hält's für Reimerey.

Seh' ich nun einst den Mann vorübergehen,
Bey dessen Blick das Herz mir doppelt schlägt,
„Er ist's! er ist's!" mir sagt, und sich nach ihm bewegt:
So will ich singend ihm: „Ich liebe Dich!" gestehen.

Das liebende Mädchen.

Jüngling, wenn ich Dich von fern erblicke,
Wird vor Sehnsucht mir das Auge nafs;
Nahst Du dich, so hält es mich zurücke
Wie mit Feſseln, — und ich weifs nicht, was?

Fern von Dir, hab' ich so viel zu klagen,
Und Dir gegenüber sitz' ich stumm,
kann Dir nicht ein Sterbens-Wörtchen sagen,
Stammle nur, — und weifs doch nicht, warum?

Unwillkührlich hangt an Deinem Blicke
Oft mein Blick; allein, begegnen so
Beyde sich, — dann führt er scheu zurücke,
Will sich bergen, — ach! und weifs nicht, wo?

Seh' ich Dich mit andern Mädchen scherzen:
O! dann möcht' ich arme Schwärmerin
Weit von hier, den Dorn im wunden Herzen,
Schnell entfliehn, — und weifs doch nicht, wohin?

Einsam lafs' ich, statt mich zu zerstreuen,
Meinen Thränen ungestörten Lauf,
Wiege mich in süfsen Träumereyen,
Freue mich, — und weifs doch nicht, worauf?

Denke mir das höchste Glück auf Erden,
Das ein Mädchen sich nur wünschen kann;
Hoffe, dafs sie einmahl kommen werden
Diese Freuden, — ach! und weifs nicht, wann?

Denke von zwey gleichgestimmten Seelen
Mir die schönste reinste Harmonie,
Möchte Dich aus einer Welt erwählen,
Theurer Jüngling! — ach, und weifs nicht, wie?

Die weggeworfene Rose.

So lange Sie noch frisch am Strauche glühte,
War sie der Wunsch des Jünglings, — dann
sein Raub;
Und nun, — da sie an seiner Brust verblühte, —
Wirft er sie kalt und achtlos in den Staub! . .

Soll ich vielleicht an ihr mein Schicksal lesen,
Das mich bedroht, wenn meine Jugend flieht?
O Gott! so lafs mich sterben und verwesen,
Bevor noch ganz mein kurzer Lenz verblüht!

Entschluss.

Wir werden uns wohl niemahls wiedersehn;
Denn ungleich sind die Launen und die Stunden,
Und Deine Gegenwart ist mit Gefahr verbunden!
Drum werd' ich weislich stets Dir aus dem Wege gehn.

Scheint diese Furchtsamkeit Dir etwa übertrieben —
O! so bedenke nur:
Wer könnte kaltsinn üben,
Wo Schönheit und Natur
Uns nöthigen, zu lieben?

Nun denn! die kleinste Lust, Dich flüchtig nur zu sehn,
Versag' ich mir; — die Welt könnt's zum Verbrechen machen.

Wenn auch Verleumdung schweigt: kann
nicht der Neid erwachen?
Ja! ich bin viel zu jung, und Du bist viel
zu schön; —
Wir werden uns nicht wiedersehn.

An Lina.

(Abendständchen, nach dem Französischen.)

Sey sanft, wie Ihre Seele,
Und heiter, wie Ihr Blick,
O Abend! und vermähle
Mit seltner Treu' das Glück.

Wenn Alles schläft, und trübe
Die stille Lampe scheint,
Nur hoffnungslose Liebe
Verborgne Thränen weint:

Will ich, lafs mir's gelingen!
Zu Ihrem Fenster gehn,
Ein Lied zur Laute singen,
Und lauschend nach Ihr sehn.

Vielleicht, dafs Klagetöne
Von meinem Saitenspiel
Mehr wirken auf die Schöne,
Mehr reizen ihr Gefühl;

Vielleicht, dafs meine Saiten
Und meine Fantasie'n
Ein Herz zur Liebe leiten,
Das unempfindlich schien!

Wenn Sie, im sanften Schlummer
Durch Lieder gern gestört,
Halbträumend meinen Kummer
Und meine Leiden hört,

Dann bang und immer bänger
Von ihrem Lager steigt,
Und was er litt, ihr Sänger,
Sich selber überzeugt:

Dann leucht' aus deiner Höhe
Herab, geliebter Mond!
Dafs ich die Thräne sehe,
Die meinen Schmerz belohnt!

Nanntchens Unbussfertigkeit.

Uns lieben, wäre Sünde? — Nein,
Das glaub' ich nimmermehr!
Doch, wenn es wirklich Sünde wär',
Die könnt' ich, selbst im Tode, nicht bereun

An Amor.

(Nach Mme Deshoulières.)

Tyrann! Du, über den sich alle Welt beschweret,
Den sklavisch doch die ganze Welt verehret;
Unüberwindlicher! — o sende Du
Erleichterung der Qual, die langsam mich verzehret,
Und gönne wenigstens bey stiller Nacht mir Ruh.

Der unbeugsamsten aller Männerseelen —
Lafs ihr's an ächter Zärtlichkeit nicht fehlen!
Hauch' ihr die stärksten deiner Flammen ein.
Lafs Ihn, du hoher strenger Gott der Liebe!
Lafs Ihn von diesem martervollen Triebe,
Von dieser Gluth! durchdrungen seyn.

Zwar liebt er mich; doch — höre sein Ver-
gehen!
(Dein ist die Macht; an ihm erprobe sie!)
Er kennt und fühlt die Kraft der Sympathie;
Er liebt! und — ist zu stolz, es zu gestehen!!

Widerruf.

Als ich einst, bestürmt von allen Seiten,
Meine Ruh auf immer eingebüfst, —
Wollt' ich kühn ein Vorurtheil bestreiten,
Das doch Wohlthat für uns Mädchen ist;

Wollte rasch von Felseh mich befreyen,
Geltend machen das verjährte Recht,
Frey zu seyn von allen Ziererеyen,
Gleich den Männern, für mein ganz Geschlecht;

Wollte länger nicht den Zwang ertragen,
Da zu schweigen, wo der Mann gesteht,
Wollte herzhaft mein Geständnifs wagen,
Wenn der Sieger einst vorübergeht. —

Widerrufen sey, was *ich* geschrieben!
Nie bekannt, was mir das Auge trübt! —
Denn die Männer hören auf zu lieben,
Wenn sie sehn, dafs man sie wiederliebt.

Schwärmerey.

(Nach einem Ball.)

Durch eine ganze Nacht sich nahe seyn,
So Hand in Hand, so Arm in Arme weilen.
So viel empfinden, ohne mitzutheilen —
Ist eine wonnevolle Pein!

So immer Seelenblick im Seelenblick,
Auch den geheimsten Wunsch des Herzens sehen,
So wenig sprechen und sich doch verstehen —
Ist hohes, martervolles Glück!

Zum Lohn für die im Zwang durchbrachte Zeit
Dann, bey dem Morgenstrahle, mit Entzücken
So Mund an Mund und Herz an Herz zu drücken —
O! dieß ist — Engelseligkeit!

Warnung der Mutter.

So klein an sich ein Wassertropfen ist,
So unbedeutend wird er Manchem scheinen.
Und doch ist er, an Wirkungskraft, im Kleinen
So wichtig, als der Strom, der sich in's Meer ergiefst.

Füll' ebenvoll ein Glas, und lafs es ruhig stehn:
Noch lange wird's im Gleichgewichte zittern.
Giefs Einen Tropfen dran, — schnell wird es
sich erschüttern
Und schnell von allen Seiten übergehn.

So, Mädchen! ist ein Kufs des Jünglings, den
Du liebst,
Ein Tropfen Deinem übervollen Herzen. —
Drum, willst Du, sorgenlos, nicht Glück und
Ruh verscherzen,
So fürchte jeden Kufs, eh' Du ihn nimmst
und giebst!

Erinnerung.

„Aus den Augen, aus dem Sinn!"
Pflegt man sonst zu sagen.
Doch, so lang' ich denk' und bin,
Soll man nicht von mir so klagen.

Zum Beweise, dafs ich so
Leichtgesinnt nicht denke,
Nimm diefs Liedchen, leicht und froh,
Von mir heute zum Geschenke!

Melancholie.

Giebt's unter jenen Sternewelten
Nicht Eine, wo noch ungekränkt
Die Hochgefühle Plato's gelten?
Wo man nicht so despotisch denkt? —
Wo fesellose freye Seelen,
Sich, liebend, nicht aus Wohlstand quälen,
Und schonend Eins das Andre flieht, —
Das Herz bezwingt, und sich bemüht,
Unschuld'gen Wünschen zu entsagen?
Wo nicht, bey unterdrückten Klagen,
(Wenn sich der Geist, vom Schein geführt,
Vor schadenfroher Menschen Plagen
In Nacht und Labyrinth verirrt,)
Selbst sie, der Trost in Trauertagen,
Die Einsamkeit, zur Hölle wird?

Giebt's eine solche Welt dort oben,
Wo, unerreicht vom Hafs und Neid

Und jeder Erdenqual enthoben.
Der Dulder seines Kampfs sich freut:
So nimm — Du, der dem Mond gebeut,
Und, über Sternen weit erhoben,
Der Tugend ihren Lohn verleiht, —
O nimm mich hin, die Seligkeit
Schuldloser Liebe dort zu loben!

Impromptu.

Schön ist die Gegend! Doch — was hilft es mir?
Ein Eden selbst verschafft mir keine Freude.
Denn Er, — mein Freund, mein Alles! ist nicht hier.
O lieber Gott! nimm einst uns in den Himmel beyde!
Allein — dank' ich dafür.

Abendfantasie.

Du sanfter Mond! — Wärst Du ein Spiegel,
Um wie viel lieber säh' ich Dich!
Auf diesem bunten Blumenhügel
Um wie viel lieber wandelt' ich!

Trotz diesen zwischen uns gelegnen
Gebirgen, würd' im süfsen Wahn
Sich unser Blick in Dir begegnen,
Und fröhlich unser Geist sich nahn.

O, strahl' uns beyden Trost hernieder,
Nimm seine Blicke willig auf,
Und zeig' Ihm dann die meinen wieder
Auf seinem fernen Pilgerlauf!

Doch, wenn Er je bey muntern Tänzen
Vergifst, dafs *ich* die Seine bin:
Dann mag Dein Licht Ihm nicht mehr glänzen!
Dann mögen Wolken Dich umziehn!

Und wird dabey sein Auge trübe,
Und sehnt Er sich zurück nach mir:
So sag' Ihm, dafs ich Ihn noch liebe! —
Und blick' Ihn freundlich an dafür!!

Doch, siehst Du Ihn bey einer Schönen,
Die mir Ihn raubte: — o, so zeig'
Ihm keine dieser bangen Thränen!
Bedaure mein Geschick, und — schweig'!'

Die Erscheinung.

Am 25. Jahrestage der Vermählungsfeyer meiner Eltern.

Da, wo die Frommen sich versammeln,
Um Klagen oder Dank zu stammeln,
In Gottes Tempel, — kniet' ich heut,
Mit Herz-erhebenden Gedanken
Fürs hohe seltne Glück zu danken,
Das mir der frohe Tag erneut.

Von des Altares Stufen wallten
Herab drey himmlische Gestalten,
Vertraut geschlungen Hand in Hand:
Zwey Jünglinge mit Engelsmienen,
Ein holdes Mädchen zwischen ihnen, —
Als Friedensbothen mir gesandt.

Ein Jedes trug, in stiller Feyer,
Sanft schwebend eine goldne Leyer; —
Und als ich näher sie erblickt,
Sah ich in ihnen meine Brüder
Und meine theure Schwester wieder,
Die mir ein früher Tod entrückt.

„Willst den Gesang auch Du begleiten,
So spanne Deiner Leyer Saiten,
Und stimm' in unsre Harmonie!" —
Ich horchte schweigend dem Geflüster
Der zärtlich-mahnenden Geschwister;
Doch hold und freudig sangen Sie:

„Gepriesen sey das theure Paar,
Das wir so hoch verehren! —
Sie mufsten manches Prüfungsjahr
Ihr schönstes Glück entbehren,
Bis ihren Lohn durch's heil'ge Band
Die treubewährte Liebe fand."

„Voll Zuversicht auf Gottes Huld
Und seinen Vatersegen,
Sahn Sie mit froher Ungeduld
Dem schönen Tag entgegen,
Wo, durch den ew'gen Bund vereint,
Man nur der Freude Thränen weint."

„An Einem Tag, in Einem Jahr,
Ward dieses Paar geboren, *)
Und Eines für das Andre war
Als Kind schon auserkohren,
Dafs Dir und uns durch ihre Treu'
Das Daseyn einst geschenket sey."

„Uns nahm der Schöpfer bald zu sich,
Als Kleeblatt ihrer Triebe.
Wir starben früh und machten Dich
Zur Erbin ihrer Liebe.
Seit wir dem Himmel zugeeilt,
Geniefsest Du sie ungetheilt."

---

*) Beyde geboren den 29. September 1730.

„Sey Ihrer würdig! . . Tröste Sie
Mit dem, was Du gesehen;
Sag' Ihnen, dafs wir spät und früh
Für Sie um Segen flehen
Bey Dem, der über Sternen wohnt
Und ehelicher Treue lohnt!" —

So sangen die Verklärten; hoben
Sich über den Altar, und oben
Zerflofsen alle drey in Luft. —
Ich greife nach dem Saitenspiele,
Indefs mit leiserem Gefühle
Mein Herz den Wunsch zum Himmel ruft.

„Führt einst mein Loos mich von den Beyden,
Aus deren Arm zu höhern Freuden
Man doch mit Furcht die Hände reicht,
So leite mich vom Traualtare
Mit Treu und Liebe bis zur Bahre
Ein Mann, der meinem Vater gleicht!"

Lyda's Klagen.

Den erste Frühlingsmorgen
Erwachet über mir
Und findet mich in Sorgen,
Allein und fern von Dir!

Sonst fand er mich in Freuden
An Deiner trauten Hand;
Mir waren Trennungsleiden
Und Gram noch unbekannt.

Nun treibt mich banges Sehnen
Auf Wiese, Feld und Au;
Dort mischen meine Thränen
Sich mit dem Morgenthau.

Obschon zu künft'gen Früchten
Die Erde Blüthen trägt,
Die Nachtigall Geschichten
Von treuer Liebe schlägt;

Obschon die Frühlingssonne
Auf uns hernieder lacht,
Und jedes Herz zur Wonne
Und zum Gebet erwacht:

Theil' ich doch nicht die Freuden,
Theil' ich die Andacht nicht!
Ich fühle nur der Leiden
Schwer-drückendes Gewicht!! —

Was soll mir solch' ein Leben?
Was soll ich, Freund, noch hier?
Dem Gram dahingegeben,
Allein und fern von Dir?!

Luise,

als sie die Briefe ihres ungetreuen Liebhabers verbrannte.

Nur Kinder heifser Fantasey,
In einer schwärmerischen Stunde
Zur Welt gebracht, — geht nun zu Grunde!
Der schöne Taumel ist vorbey.

Ihr danket Flammen euer Seyn:
Ich geb' euch nun den Flammen wieder, —
Euch, und die heuchlerischen Lieder!
Denn ach! Er sang nicht mir allein!!

Warnung,

auf der Redoute.

Traut, Mädchen, traut den Männern nicht!
Glaubt nicht, was Euch ihr Mund verspricht.
Denn wifst: auch aufser der Redoute
Und ohne Mantel und Bajute
Ist immer Maske ihr Gesicht!

Der Schmetterling
auf einem Vergissmeinnicht.

Ein Blümchen, das sich zwar nicht mehr
Für unsre Lage schicht,
Hab' ich doch, Freund, von ungefähr
Für Dich jüngst abgepflückt.

Denn wifs', als ich es pflückte, hing
Ein Schmetterling daran.
Ich sah, dafs auch ein Schmetterling
Diefs Blümchen lieben kann.

Diefs Wunder der Natur entging
Denn meinem Auge nicht.
Drum schick' ich Dir den Schmetterling
Und das Vergifsmeinnicht!

Die Täuschung.

Der erste Weg in's Land der Liebe
Ist eine blumenreiche Flur.
Nie scheint uns da die Sonne trübe,
Und ringsum lächelt die Natur.

Die Welt erglänzt im hellen Spiegel
Der überirdischen Magie;
Und rasch auf ihrem bunten Flügel
Erhebet uns die Fantasie.

Sie führt durch Myrth- und Rosengänge,
Und zeigt von fern ein Paradies;
Und Harmonie macht durch Gesänge
Uns diese Frühlingsreise süls.

Wohin wir blicken, sehn wir Segen;
Aus jeder Pflanze, jedem Strauch
Weht immer Freud' uns hold entgegen
Mit Zefyrs leisem Schmeichelhauch.

Und Sie, die gütigste der Feen,
Die sorgsam unsre Träume nährt
Und freundlich winkend nach den Höhen
Stets Muth und Zuversicht gewährt, —

Die Hoffnung, — windet uns zum Kranze
Ihr schönstes Blatt in's Lockenhaar;
Und froh umschwebt im leichten Tanze,
Gleich Elfen, uns der Wünsche Schaar.

Aus Wünschen werden endlich Triebe —
Ein Trupp, der mächtig nach sich zieht;
Und plözlich sind wir in der Liebe
Nur allzu reizendem Gebiet.

Wie stellt sich da den trunknen Blicken
So schön, so lieblich alles dar!
Da sieht vor Taumel und Entzücken
Man weder Täuschung, noch Gefahr.

Man hüpft im jugendlichen Drange
Von Traum zu Traum, so froh, so leicht!
Und übersieht die bunte Schlange,
Die lauernd unter Blumen schleicht.

Im Wahn, das Urbild aufzufinden,
Das unserm Lieblingstraum entspricht,
Verliert der Geist in Labyrinthen
Der Wahrheit helles Sonnenlicht. —

Geblendet von dem eitlen Schimmer,
Der lockend ein Phantom verhüllt,
Hascht man nach dem Besitz, — doch immer
Umfaßt man nur ein Wolkenbild!

Und doch — wer darf sich den Gesetzen,
Von Göttern selbst befolgt, entziehn?
Wer kann dem schlauen blinden Götzen,
Wer seiner Allgewalt entfliehn?

Man opfert Ihm, bey Tanz und Scherzen,
Nicht selten Freyheit, Ruh und Glück,
Und hebt zuletzt, mit Groll im Herzen,
Vor seinem Sklavendienst zurück. —

Wer dann mit Muth und ernstem Willen,
Sich selbst getreu und ungebeugt,
Beym Licht, das die Vernunft im Stillen
Nun hell dem Geistesblicke zeigt,

Erkennend seine niedre Bürde,
Und horchend nur dem Ruf der Pflicht,
Im Hochgefühl der eignen Würde
Beherzt die Zauberkette bricht:

Eilt wohl aus diesem Lustgefilde
Dem Lande der verlaſsnen Ruh
Mit sichrem Schritt, gedeckt vom Schilde
Der ernsten Weisheit, wieder zu.

Doch ach! wie traurig, stumm und trübe.
Wie zauberleer und kalt und bang
Ist dann der Weg vom Reich der Liebe,
Der öden Wüsteney entlang!

Da zeigt sich nichts, als dürre Heide;
Von Blumenauen keine Spur!
Und statt der Hoffnung, statt der Freude,
Geht Schwermuth uns zur Seite nur! —

Beglückt noch, wem die Huld der Musen
Ein sanftes Saitenspiel beschert,
Das manchmahl dem gepreſsten Busen
Erleichterung und Trost gewährt.

An meine Freundinn,

bey Übersendung meiner ersten Stickerey.

Als, noch entfernt von Gram und Sorgen,
Ich einst mit leichtem freyem Sinn
An manchem heitern Frühlingsmorgen
Vergifsmeinnicht und Immergrün
In Sträufschen band; — da sagten Blicke,
Gesang und Muse immerhin:
„Die ersten Blümchen, so ich pflücke,
Die sind für Ihn!"

Nun aber macht der Gott der Liebe
Mir wenig, wenig mehr zu thun, —
Und, fern von diesem schlauen Diebe,
Läfst Freundschaft mich im Schoofse ruhn.

Auch sie läfst mir, zu meinem Glücke,
Vergifsmeinnicht und Rosen blühn;
Doch diese, so ich jetzo pflücke,
Sind nicht für Ihn.

Die ersten Blümchen, so ich sticke,
Sind, Freundinn, Dir allein geweiht.
Es sind zwar keine Meisterstücke;
Sie trotzen aber doch der Zeit.
Sie welken nicht, und grünen immer,
Und sagen mehr, als mein Gedicht. —
Sie sehnen sich nach Deinem Zimmer:
Verschmäh' sie nicht!

Neujahrswunsch.

An einen Freund.

Ich wünsche Dir, aus wahrem Freundschaftstriebe,
Ein Mädchen, gut wie Du, und würdig Deiner Liebe, —
Ein Mädchen, schön und treu, reich, klug und ohne List;
Weil Du — ein Freund von Seltenheiten bist.

An das Fräulein Karoline von Greiner.

(Bey Uebersendung nachstehender Idylle.)

Unvergesslich, theure Karoline,
Werden ewig mir die Zeiten seyn,
Als wir, in des Gartens Schattengrüne
Und der Abendröthe Widerschein,
Frey und voll arkadischer Gefühle
Hin uns träumend in die Schäferwelt,
Kleine Gefsnerische Hirtenspiele
Auf der Rasenbühne vorgestellt;

Als wir rastlos durch die Hecken drangen,
Ein Vergifsmeinnichtchen zu erspähn,
Sonder Anspruch in die Wette sangen,
Unsre leisen Wünsche zu gestehn;

Und, so selig durch die ersten Träume
Froher Jugend, mit geschäft'ger Hand
Namen schnitten in die Ulmenbäume,
Welche Deine Blumenkett' umwand. *)

Stillen Dank und ungesehne Thränen
Weiht' ich längst schon, edles Mädchen! Dir,
Für das treue Bild der Abendscenen —
Immer neu und immer theuer mir!

---

*) Diesen Namen führte zugleich eine Idylle, welche die edle, mit Recht geschätzte, Schriftstellerinn, an welche dieses Gedicht gerichtet ist, damahls unsrer Dichterinn zum Andenken „statt des treuen Blümchens, das sie suchten und nicht fanden" verehrt hatte. Die schöne, herzliche Zuschrift, womit Sie dieselbe begleitete, enthielt eine sehnliche Erinnerung an jene unschuldvollen Gartenscenen und gemeinschaftlich genossenen Jugendfreuden, worauf der Inhalt dieser Antwort sich bezieht. — Die Idylle ist, wegen ihres mindern poetischen Werthes, in die vor zwey Jahren herausgekommene Sammlung nicht aufgenommen, aber durch eine andere (neuere und bessere) ersetzt worden. — S. Idyllen von Karolina Pichler, geb. von Greiner. (Wien, 1803.) S. 119.

B.

Endlich bringt, mit freudigem Erröthen,
Diese Schäfchen, — fremder Heerde zwar, —
Welche furchtsam Deutschlands Flur betreten.
Gabriele Dir zum neuen Jahr.

Die Schäfchen.

(Idylle, nach Mme Deshoulières.)

Beglückte Schäfchen! ach, ihr weidet
So sorglos; was die Flur euch giebt,
Geniefst ihr froh und unverleidet; —
Kaum liebend, seyd ihr schon geliebt.

In Euern unbefangnen Herzen
Gehorcht die Liebe der Natur;
Ihr wifset nichts von ihren Schmerzen,
Ihr fühlet ihre Freuden nur.

Nichts zwingt Euch, Thränen zu vergiefsen,
Die oft, erpreſst durch strenge Pflicht,
Von unsrer bleichen Wange fliefsen; —
Vergebne Wünsche kennt ihr nicht.

ein Ehrgeiz ras't auf Euern Triften,
Betrug, Verleumdung, Argwohn, — *sie*,
Die unsre Ruh' so oft vergiften! —
erbittern Eure Tage nie.

Zwar uns ist die Vernunft gegeben, —
in grofser Vorzug, wie man meynt:
in sichrer Leitstern durch das Leben,
Der Euch, ihr Schäfchen, nimmer scheint.

Doch könnt Ihr neidlos sie entbehren,
lebt gleich der Mensch sie himmelan, —
Sie, die ein Bischen Weines stören,
Und selbst ein Kind verführen kann!

Sie kämpft umsonst mit Vorurtheilen,
Sie ringt umsonst mit Leidenschaft;
Ein Herz zerreifsen, statt es heilen, . .
st ihre hochgepriesne Kraft!

Ihr, Schäfchen' habt, beschirmt vom Hunde,
Der Wölfe Raubgier nicht zu scheun;
Wir aber? — In der Schäferstunde
Schläft die Vernunft, der Argus, ein! . . .

Ach! wär's nicht beſser, fortzuwandern,
Wie Ihr, durch's Leben ohne Zwang,
Von einem Tage zu dem andern
In sorgenfreyem Müſsiggang.

Als Schönheit, Ruhm, Geburt zu haben,
Und keine Ruh?! — Beym Himmel! weit,
Weit über die gepriesnen Gaben
Geht Eure Unbefangenheit!

Sie laſsen Qual und Reu' uns finden;
Wir wollen sie mit Eigensinn
Verewigen: indeſsen schwinden
Sie und wir selbst, wie Träume, hin. —

Nichts auf dem Rund des Erdenballes,
Nichts ist, worauf man bauen soll!
Das Glück allein entscheidet alles, —
Und dies ist ach! so launenvoll.

Es nimmt so oft mit raschen Händen
Uns morgen, was es heute gab; —
Nicht Muth, noch Kraft und Klugheit wenden
Die Streiche der Tyrannin ab.

Drum, Schäfchen, weidet zu, — beneidet
Uns nicht um unser Loos; da Ihr,
Trotz Allem, was von euch uns scheidet,
Beglückt' und weiser seyd, als wir!

Begleitung,

der Uebersendung eines Pot-pourri.

Vergänglichkeit — ist das Gesetz hienieden.
Der Blumenkönigin, der Rose, ward sogar
Von der Natur kein dauernd Glück beschieden;
Kaum blühend, welkt sie Jahr für Jahr.
Doch, wer den Werth der Blumenkönigin
Zu schätzen weifs, — dem welkt sie nicht dahin.

Die Freundschaft sammelt mit geschäft'ger Hand, —
Schüzt Rosenblätter so, wie Liebeslieder.
Und schichet, die Du blühend ihr gesandt.
Obschon zerpflückt, doch duftend, wieder:
Sie leben noch für Dich im Pot-pourri.
Was Freundschaft giebt, vergehet nie.

Die Braut,

am Grabe des Geliebten.

Geschmücket mit ihrem Sternenschleyer
Zieht schweigend nun die Nacht heran,
Und schmachtend folgt schon ihr Getreuer,
Der Mond, auf wolkenloser Bahn.

Die Stille herrscht: nur Filomele
Beginnt ihr wehmuthvolles Ach!
Und flötet auch in meiner Seele
Entschlummerte Gefühle wach.

Die Echo hört's — und hallt die Lieder
Der zärtlich treuen Sängerin
Am Grabeshügel traurig wieder,
Wo ich verwaist, verlassen bin! . .

Ich blicke, lebenssatt, durch Thränen
Zum heitern Abendstern hinauf,
Und frag' ihn nun mit bangem Sehnen:
„Wann endet meiner Prüfung Lauf?"

„Wann werd' ich dort in lichten Fernen,
Wo längst schon mein Erwählter schwebt,
Der Trennung Schmerz vergessen lernen,
Der noch mein Innerstes durchbebt?"

„Wann ruft auch mir die ernste Stunde,
Die dort auf ewig uns vereint?
Dort! wo zum untrennbaren Bunde
Dein mildes Licht zu winken scheint?" —

Schwur und Glaube.

(Nach dem Französischen.)

„Kann je dieſs Herz Dir untreu werden,
Das Dich so zärtlich liebt, so heiſs:
Dann, Lindenblätter, fallt zur Erden,
Und du, geliebter Quell, werd' Eis!"

So raubten Siegmars süſse Töne
Einst Dorimenen Glück und Ruh;
Denn künstlich heuchelt' er die Thräne
Verkannter Redlichkeit hinzu, —

Bis Sie, getäuscht durch Wort' und Blicke
Und überwältigt vom Gefühl,
Nicht ahnend des Verräthers Tücke,
Ihm sorglos in die Arme fiel!

Kaum aber war sein Flehn erhöret,
Kaum war er seines Siegs gewifs
Und ihm sein lezter Wunsch gewähret,
Als er das Mädchen schon verliefs.

Er floh; — sie weint': — er kam nicht wieder!
Leichtsinnig brach er Wort und Pflicht.
Liefs sich auf fremden Fluren nieder
Und achtet' Ihrer Thränen nicht. —

Bestürzet, schlich sie hin zur Quelle,
Wo sie sich freudig sonst beschaut;
Erinnrung schwebt um diese Stelle,
Drum seufzt das gute Mädchen laut:

„Ach, Gott! Er hat nicht falsch geschworen!
Ich hab' ihm nur zu leicht geglaubt!!
Denn alle Quellen sind gefroren,
Und alle Bäume längst entlaubt!"

Guter Rath,

an ein Brautpaar.

Von aller Welt ertheilt' Euch am Altar
Der Priester nun die Vollmacht: „Euch zu mehren."
Bestätigt ist der Bund, o treues, edles Paar!
Und keine Menschenmacht soll jemahls ihn zerstören.
Die Freundschaft bringt, gerührt, Euch ihren Glückwunsch dar
Und — ihren Rath; auch den dürft Ihr nicht überhören!

Wollt Ihr, dafs nicht Verdrufs und Seelenschmerz
Dereinst an Euren Kindern zehre,
Und selbst noch das Gefühl des eignen höhern Werths

Die Qualen ihres Daseyns nur vermehre:
So zeugt (beym Himmel! nein, es ist kein Scherz!)
Zeugt Söhne ohne Kopf und Töchter ohne Herz.

Einladung zum Souper.

(An einen Freund.)

Die Kunst, mit Wenigem vergnügt zu seyn,
Die seltne Kunst, verstehen nur die Weisen.
Sie fühlen sich bey hier-gewachsnem Wein
Und Ein Paar unstudirten Speisen
Beglückter, als ein Fürst, — in Pracht und Ueberfluſs,
Vergällt durch Sorgen und Verdruſs.

Dich, der um Weisheit sich in Allem stets bemüht,
Lockt nicht der Schüſseln Zahl, der Assietten Menge;
An einem Tisch, wo man Dich gerne sieht,
Entbehrst Du leicht der Mode bunt Gepränge.
Drum zeig uns (hindern Dich daran Geschäfte nicht!)
Beym Abendmahle heut', o Herr! Dein Angesicht.

Selbstgespräch.

(Nach Mme Deshoulières.)

Welche seltne namenlose Regung
Hebet ängstlich pochend meine Brust?
Welcher Drang, mir vormahls unbewufst,
Bringt mein ganzes Wesen in Bewegung?

Mutter jeder weiseren Erwägung,
Einsamkeit! sonst meine stille Lust!
Dafs auch Du dem Uebel weichen mufst,
Trotz Vernunft, trotz aller Ueberlegung!!

Diesen Gram, der mein Gesicht bethränt,
Wenn ich oft bis an den Morgen wache;
Diesen Unmuth, der in Seufzern stöhnt,
Dieſs Gefühl, — bezeichnet keine Sprache! . .
Mächt'ge Liebe! die ich oft verhöhnt,
Ist das nicht die Wirkung Deiner Rache?

An

Meine Freundinn.

Hier, an der Freundschaft heiligem Altare,
Am Grab der neugebornen Liebe, — schwört
Dir, o Gefährtin meiner Jugendjahre!
Dieſs Herz den Bund, den keine Macht zerstört.

Zeig mir den Weg, so steil er immer scheine,
Der Deinem schönsten Ziel Dich näher führt:
Ich geh' ihn doch; Dir eil' ich vor, — und keine
Entreifse mir den Preis, der Dir gebührt.

Zeig mir den Berg, in dessen Schauerklüften
Natur sich Schätze vorbehielt für Dich:
Ich wage mich hinein; aus dunkeln Grüften
Bring ich sie Dir, behalte nichts für mich.

Zeig mir das Meer, auf dels empörtem Rücken
Ein Wunsch von Dir zum Spiel der Wellen ward:
Ich stürze mich hinein; mit heitern Blicken
Trotz' ich dem Sturm, der schon des Raubes harrt.

Froh will ich mich aus meiner Sphäre schwingen,
Für Dich bekämpfen jedes Element,
Und meines Herzens eignen Wunsch bezwingen,
Das ohne Dich kein Glück des Lebens kennt. —

So wird, o Freundinn meiner Jugendjahre!
Mir jedes Opfer für Dein Wohl zur Pflicht.
Diefs schwör' ich Dir an diesem Hochaltare:
Nur, theure Freundinn! nur verkenn' mich nicht!

Epistel.

(Antwort.)

Du, der Du auch der weichgeschaffnen Herzen
Eins in dem Busen trägst, — auch Einer bist,
Der oft, gequält von edlem Seelenschmerzen,
In jene Welt sich träumt, und die vergifst;

Dir, den Erfahrung lehrte: Herzensfülle
Sey ach! ein Gut hier so gering geschäzt, —
Sie sey ein zartes Pflänzchen, ohne Hülle,
Vom Zufall in ein kaltes Land versezt:

Dir berg' ich's nicht: auch ich fand es gefährlich.
Die Bahn zu gehn, die uns zum Himmel hebt
Und Wesen zeigt, die man, als unentbehrlich
Zu seinem Glück, hier aufzufinden strebt.

Sich Engel träumt, und oft kaum Menschen findet, —
Sorgfältig doch den Irthum unterhält,
Und, wenn zulezt das schöne Luftbild schwindet,
Zurücke bleibt in einer fremden Welt.

Wo man, statt Rosen sich ums Haupt zu winden
Nur Dornen in den Kranz des Frühlings webt,
Und, statt sein Glück noch sicherer zu gründen
Nicht selten sich das Grab der Ruhe gräbt.

Wohl muſs uns dann das glühend heiſse Sehnen
Nach dem Verein mit Wesen beſsrer Art
Das Auge mit verschwiegnem Gram bethränen
Den Ihr, o kalte Weisen, euch erspart.

Was hilft es auch, wenn sich zwey Herzen finde
Die Sympathie zu gleichem Wunsch erregt,
Wenn ach! die Bande, die sie jezt umwinden
Das Schicksal bald mit ehrner Faust zerschlägt

Wer müfste nicht dem Streiche dann erliegen,
Wenn keine höhre Kraft ihn aufrecht hielt —
Ihn lehrete, die Leidenschaft besiegen,
Die ohne Rast sein Innerstes durchwühlt?!

Und wenn man auch, dem Wahn dahingegeben,
Im Selbstbetruge sich für glücklich hält:
Wird nicht von Tausenden uns noch das Leben,
Und selbst der Trost der Einsamkeit, vergällt?

Doch Muth, o Freund! wenn auch die Mifsgunst leise
Mit der Verleumdung Pfeilen nach uns schiefst;
Giebt sie nicht selbst die sprechendsten Beweise,
Dafs unser Werth nur allzu geltend ist?

Und macht sie's nicht, wie tolle Meereswellen,
Die um so mehr das kleinste Schiff erhöhn,
Je wüthender sie sich dagegen schwellen
Und schäumend es in Wirbelkreisen drehn:

Drum, würden wir noch mehr umhergetrieben
Auf des Betrugs ergrimmter Wogenfluth:
So lafs uns, Freund! die Menschen dennoch lieben,
Und sey, wie ich, selbst Deinen Feinden gut!

An
Die Göttin der Freundschaft.

Freundschaft! deren hohen Werth zu schätzen
Jeder Thor sich für berechtigt hält;
Du! vor deren heiligen Gesetzen
Huldigend der Weise niederfällt;

Du! die unter Tausend, die Dich suchen,
Nur Geprüfte pflegest einzuweihn:
Hier, im Dunkel dieser stillen Buchen,
Harr' ich, göttliche Erscheinung, Dein!

Nur aus Deinen liebevollen Händen
Quillt der Wunderbalsam der Natur;
Ihn verwundten Herzen auszuspenden,
Gab sie Dir Gewalt und Vollmacht nur

Wehe dem, der nicht in Deines Glanzes
Hehrem Licht des Himmels Weib erblickt, —
Der die Blüthen Deines holden Kranzes
Nur zum Spiel der Eitelkeit zerpflückt!

Ja! wer sich vom golddurchwirkten Bande
Deines Bunds nur Modegürtel schafft, —
Der verkennt, zu seiner eignen Schande,
Deines Zaubers hohe Wunderkraft.

Göttin! höre mein Geschick; — entscheide,
Ob ich werth sey Deiner Arzeney.
Gieb mir Eine Freundinn! . . Ich beneide
Keines Königs goldne Sklaverey.

Sieh! ich dient' an Deinen Brandaltären
Jahrelang als treue Priesterin.
Soll mein Feuer fruchtlos mich verzehren?
Soll mein Durst nach Dir vergebens glühn?

ll ich nie Dein himmlisch Antlitz schauen? . .
! die jede Jugendfantasie
r verschönte; der ich, voll Vertrauen,
eine Tage weihte, — soll ich's nie?

b' und Freundschaft waren meine Götzen.
be täuschte mich, zerriſs mein Herz.
entsagt' ihr . . . „Du nur kannst's ersetzen,
undschaft! Du nur heilst der Liebe Schmerz!"

wähnt' ich; prüfte meiner Jugend
lgefährtinnen, durch Jahre hin;
d nun Eine, — die, wie für die Tugend,
ür Freundschaft mir geschaffen schien.

tmuth war in allem, was Sie sagte;
te Sie: wer komt' Ihr widerstehn?
ne Thränen flossen, wenn Sie klagte;
klich war ich, komt' ich froh sie sehn.

Wölkte sich um ihre holden Blicke
Stiller Kummer, tief-verschwiegner Gram:
O, so theilten wir das Mifsgeschicke,
Wie die Freude, die so selten kam!

Doch, hienieden kann nichts immer währen.
Unser Bündnifs war zu neidenswerth.
Eifersucht mufst unser Glück zerstören,
Schlangen gleich im Busen selbst genährt!

Sympathie, das reinste der Gefühle,
Lenkt' uns sanft an ihrem Rosenband
Beyde, durch des Zufalls Wechselspiele,
Unvermerkt auf Einen Gegenstand.

Nach so manchen zweifelhaften Tagen
Ward ich meines Irrthums wohl gewahr. —
Mufst' ich nun nicht meinem Wunsch entsag
Da er Ihrem Glück entgegen war?

Aber wann ist je von edlen Trieben
Einer nur so rein, — wann Eine That
So bewährt und gut und schön geblieben,
Dafs nicht Schelsucht sie begeifert hat?

Natterzungen, unter gift'gen Scherzen,
Brachten jezt mit hämischem Betrug
Ihrem sonst so argwohnlosen Herzen
Tiefre Wunden bey, als Liebe schlug.

Ha! durchglühet von dem Götterfunken,
Freundschaft, Deiner regen Thätigkeit,
Wär' ich gern für Sie im Meer versunken,
Dort zu suchen ihre Seligkeit.

Und — Sie fühlt nicht, was ich für Sie thue!
Mein Entsagen gilt nur für ein Spiel!!
Hingeopfert hab' ich meine Ruhe,
Und nun ... Doch, die Prüfung ist am Ziel.

So zerreifset denn, ihr eitlen Bande!
Bande, werth mir sonst der Ewigkeit!!
Weichen mufs dem siegenden Verstande
Endlich nun das Herz nach langem Streit.

Fahret hin, ihr bunten Gaukelspiele
Heifser Fantasey! zerfliefst, wie Schaum!!
All' die halbgenofsnen Hochgefühle
Sind mir nichts, als ein verschwundner Traum.

Meine Bitte.

Nicht um ein prächtig Marmorschloſs
Statt meines Vaters Hütte,
Nicht, Götter, um ein glänzend Loos
Bestürmt Euch meine Bitte;

Nicht um den Beyfall einer Welt,
Die nach dem Schein nur richtet,
Die, Treue nur für Starrsinn hält
Und Wehmuth für erdichtet.

Nicht Schönheit, die das Aug' entzückt,
Bald aber auch vergehet,
Nicht Hoheit, der sich alles bückt,
Ist's, was mein Herz erflehet;

Auch nicht der ersten Liebe Glück,
Noch meiner Jugend Stunden, —
Die kehren nimmermehr zurück,
Verschwunden ist verschwunden!

Ich opfre, Götter! eurem Schluſs
Ein Glück, das ich beseelen;
Doch, weil ich's nun entbehren muſs,
So lehrt mich's auch vergelsen!

Die Leidende.

Alles blühet: Balsamdüfte gleiten
Von den Zweigen auf die bunte Flur;
Und die muntern Wald-Sirenen streiten
Um den Preis im Lobe der Natur.

Alles zieht dem schönen May entgegen,
Angelockt vom milden Sonnenschein.
Festlich bringt er uns des Himmels Segen,
Ruft uns auf, des Lebens froh zu seyn.

Sieh! wie Jung und Alt sich schaarenweise
Aus der dumpfen Stadt geschäftig drängt,
Wo, gebannt, in ihrem kleinen Kreise
Lange sie der Winter eingeengt.

Mädchen eilen über Thal und Hügel,
Leicht verhüllt in's flatternde Gewand, —
Freyer athmend, auf der Liebe Flügel
Mit dem trauten Jüngling Hand in Hand.

Dort, wo zartes Grün den Boden schmücket,
Sizt, verloren im Gefühl der Lust,
Stumm die junge Mutter da, und drücket
Lächelnd ihren Säugling an die Brust.

Zitternd langt der Greis nach seinem Stabe,
Wankt hinaus auf's neubeblümte Feld,
Weilt mit ernstem Blick am nahen Grabe,
Und mit einem Lächeln an der Welt.

Selbst der Bettler freut sich, an der Krücke,
Seines Lebens; — freut sich! und vergifst,
Wenn vielleicht auch nur auf Augenblicke,
Dafs er arm und lahm und nackend ist! —

Alles, alles hört den Ruf der Freude,
Alles folget ihrer Rosenspur;
Berg und Thal ertönt, und Wald und Heide,
Laut vom Lob der blühenden Natur.

Leicht umsonst, o holder May! begrüfset
Dich als Wonnemond der Dichter Chor;
Unter jedem Deiner Tritte spriefset
Neues Leben, neue Lust hervor.

Baum und Pflanze, Mensch und Wurm erhebet
Froh sich wieder nach der langen Ruh
In der Fülle seiner Kraft, und strebet
Neuverjüngt dem Strahl der Sonne zu.

Glücklich, wer, entfernt von Gram und Sorgen,
Keiner fremden Willkühr unterthan, —
Seines Lebens heitern Frühlingsmorgen
Freundinn! so, wie Du, genieſsen kann.

Dir, o Theure! ward das Loos beschieden,
Hier, bey dunkeln felsumgebnen Au'n,
In des Dörfchens unbelauschtem Frieden
Sorgenfrey Dein Hüttchen Dir zu baun.

Jede Laube wölbt sich Dir zum Schirme;
Harmonie ertönt durch Hayn und Flur;
Und der Leidenschaften bange Stürme
Sind Dir wie vergangne Träume nur. —

Könnt' ich Dich um etwas je beneiden,
Was das Glück in Deine Wege warf:
O! so wär's, dafs diese stillen Freuden
Nicht auch ich mit Dir geniefsen darf!

Doch — was hälf' es mir? was Sonnenstrahlen
Einem Blinden? . . ach, mein Herz ist leer!
Müde längst und stumpf von tausend Qualen,
Fühl' und kenn' ich fast mich selbst nicht mehr!

Meine Ruhe — gleicht der Ruh im Grabe;
Schauer wehn um meinen Lieblingstraum.
Rückerinnrung ist's nur, was ich habe,
Und an eine Zukunft denk' ich kaum.

Hingebannt, wie eine Marmorsäule,
Stumm und kalt, mit starrem Blicke, steh'
Ich im Weltgebäude da, und theile
Nicht, wie sonst, der Menschen Wohl und Weh.

Fremdling ist in ihrem eignen Hause
Meine Seele! und mein ganzes Ich
Machet eine grauenvolle Pause, —
Machet mich, mir selber fürchterlich! . .

Aber ist's auch billig, dafs ich klage?
Dafs ich meiner Schwermuth grelles Bild
Auf den zarten Grund jezt übertrage,
Den so schön der Frühling Dir enthüllt?

Ist es recht, dafs durch die Jubelkreise,
Die so hold um Dich die Freude schlingt,
Meine Trauerstimme, wie der leise
Dumpfe Klageruf aus Gräbern, dringt?

Nein! zu lindern nur die eignen Schmerzen
Nicht zu stören Deines Lebens Lust,
Oeffnet Deinem liebevollen Herzen
Sich der Leidenden verschlofsne Brust.

Und, wie Schatten im Gemählde, — erheb
Soll mein Trübsinn Deiner Tage Licht;
Wolken gleich die Seele Dir umschweben,
Trüben Deinen Himmel, soll er nicht!

Mit der Liebe Felseln nur gebunden,
Wandle frey Du fort die heitre Bahn;
Denn es rechnen auch verlorne Stunden
Einst die Götter als verlebt Dir an.

Lafs, o Freundinn! lafse nicht vergebens
Blühen, was so leicht ein West verheert!
Und geniefse, weis' und froh, des Lebens,
Jezt, so lange noch Dein Frühling währt.

An Freund Heinr.

Ha! Jüngling von blasser Gestalt!
Du, mit der verblichenen Lippe,
Den kleinlicher Wahn nur so fürchterlich mahlt!
Mich schreckt nicht dein Glas, nicht die mördrische Hippe;
Entschlossen ergeb' ich mich deiner Gewalt!

Vor Deinem erloschenen Blick,
Vor Deinen verfallenen Wangen
Bebt schaudernd der Weichling, der Feige, zurück.
Doch Leidende können Dich freudig umfangen:
Denn Du nur befreyst sie vom strengen Geschick.

Du führest den strebenden Geist
Sanft seiner Verherrlichung näher,
Hinüber zur Wohnung, die Frieden verheifst;
Du, defsen Umarmung kein tückischer Späher
Und keine Tyrannengewalt uns entreifst. —

O Hoffnung! verstelle nicht Du
Mir jetzo durch schmeichelnde Träume
In's befsere Leben die Aussicht zur Ruh!!
Sieh! dort, in dem Schatten elysischer Bäume,
Dort winkt schon der freundliche Tröster
mir zu!

Abschied von der Leyer.

Zum lezten Mahl ertöne, süsse Leyer!
Du, die an Amors heiligem Altar,
Bald traurend still, bald fröhlicher und freyer,
So oft das Echo meines Herzens war!

Gewecht durch Dich, noch vor der Zeit, zu denken, —
Fuhr ich empor aus träger Geistesruh;
Und froh, das Herz durch Deinen Klang zu lenken,
Eilt' ich dem Ziel mit schnellem Schritte zu.

Wohlthätig hast Du oft, in trüben Tagen,
An jede Qual des Daseyns mich gewöhnt,
Und mächtig oft, durch Deine sanften Klagen,
Den Dämon Unmuth weg von mir getönt.

Gern dank' ich Dir die seligsten der Stunden,
Die ich in stiller Einsamkeit genofs.
Du warst es, die vom Gram mich losgewunden,
Wenn er mich fest in seine Arme schlofs.

Doch, — so viel Trost auch Du mir zugemessen,
So viel Gefahr und Kummer schufst Du mir!
Nie will ich, nie das Gute Dir vergessen;
Doch scheiden, Traute, mufs ich nun von Dir.

Nie sollst Du mehr so laut der Welt verkünden,
Was ich nur Dir gewohnt war zu gestehn, —
Was nur geprüfte Herzen mitempfinden,
Nur gleichgestimmte Seelen ganz verstehn.

Sah, dafs man die Wahrheit ohne Schleyer
Im Maskensaal der Welt nicht dulden will.
Nun schweige Du, geliebte kleine Leyer,
Mein Hochgefühl und Wahrheit künftig still!

Zu sehr verstimmt für frohe Harmonieen,
Zu heilig mir für Tändeley und Scherz, —
Erklangst Du nur zu oft in Elegieen;
Und ach! die Welt theilt lieber Lust als
Schmerz! —

So hange denn, Gefährtinn meiner Sorgen,
Hier, von der Klugheit Auge wohl bewacht;
Bis Dich, vor Neid und Pöbelwahn geborgen,
Vielleicht der Zufall einst noch tönen macht.

Das Portrait.

(1799.)

A, Er ist es! Er ist's!! — Wer Einmahl Ihn
sah, wer nur Einmahl
Sprechen Ihn hörte, der ruft, laut und staunend: „Er ist's!"
reis dem Künstler! Er stahl Ihm Zug für
Zug mit Gewifsheit,
Fafste den Geist so in Eins, stellt Ihn so
sprechend uns dar,
afs man zu lesen vermag, an Mund und
Stirn und im Auge,
Hoher Beredtsamkeit Kraft, Geniusflug und
Gefühl. —
ht, wie die Locke sich schmiegt! wie, dem
Zeichen des Friedens vergleichbar,
Ueber dem forschenden Aug' freundlich der
Bogen sich wölbt!

Jene Furche der Stirn, des stillen Tiefdenkers
Gepräge,
Mildert sich durch das Gemisch schwär-
mender Nachtfantasie.
Und der erhabene Stolz! gegründet auf Selbst-
gefühl, — duldend
Ruhig, und trotzend zugleich jeglicher Lau-
ne des Glücks, —
Kalt überlafsend der Zeit, was kömmt, — in
sein eignes Bewufstseyn
Eingehüllet, — den Blick jenseits der Berge
gewandt: —
Wer verkennt in dem Bild wohl Tibar, am
Wafserfall harrend,
Ob nicht von ferner im Thal, Wandrer!
dein Fufstritt ertönt? —

Begleitung,

Vortragsweise eines Gedichtes.

— ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪

— ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪

— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪

— ∪ ∪ — ∪

…nessus ist's, der oft mit leisem Hauche
…es Busens erhabne Barden-Seele
…tig rührt, auf Fittichen hoher Denkkraft
…end emporhebt:

…ersium, der im Brutus Ihr entzücket;
…bey Cato's Entleibung schmelzt sein Auge.
…hes, längst erschöpfet durch eigne Qualen.
…en verlernt hat.

Römersinn strahlet auch aus Cenci's Blicke,
Hoher, himmlischer Ernst, mit sanfter Güte.
Sie, (dieß Mitleid-heischende theure Opfer
Weiblicher Tugend!)

Brudermord, verehr' ich Dir, zum Angedenken.
Kalte Richter verdammten Sie, die Edle! . . .
Doch, die Fremdlin eilt' ihr voran, sie jenseits
Froh zu empfangen.

Thränen der Wehmuth weinet, still bewundernd,
Ihrer heiligen Asche jetzt der Fremdling;
Deutsche Mädchen winden den Kranz der Ehre
Dieser Verklärten!

Anm. Lucius Junius Brutus (der erste Consul von Rom) als Richter seiner beyden Söhne. Ein treffliches Gemählde, von dem großen historischen Mahler H. Füger, Director der k. k. Akademie der bildenden Künste, zu Wien.

Verschwiegne Klage.

— ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ ∪ — ∪

Schön und lockend ist dieses Gartens Grüne;
Lieblich glänzet des Baches heller Spiegel;
Leise-flüsternd verräth der Welle Murmeln
Zärtliche Klagen.

Doch, getrübt ist die Quelle meines Lebens!
Dornumschattet verfliefsen meine Tage! —
Ohne Murren verschweig' ich Wunsch und
Leiden,
Schonend des Freundes.

Darum berg' ich auch Dir der Seele Kummer,
Und erspare Dir, selbst des Mitleids Thräne.
(Rathen könntest Du nur, und mich bedauern;
Leider! nicht helfen.)

Bricht einst aber die Zeit des Schweigens Siegel,
Oder nagender Gram des Lebens Knospe: —
Dann erfährst Du es, Bruder! bald, und
nur Du!
Dieſs mein Geheimniſs.

Bemerkung.

Verschwiegne Liebe wird zur Schlange,
Die unsers Lebens Ruhe stört;
Sie tilgt das Roth von unsrer Wange,
Sie ist's, die jeden Reiz verheert, . .
Und — die man doch so gern und lange
Mit Schmerz in seinem Busen nährt!

Thekla.

Verfolgt vom mächtigsten der Triebe.
Der sonst das Herz mit Lust beseelt,
Verfolgt von hoffnungsloser Liebe,
Und durch Erinnrungen gequält, —

Leg' ich die schönsten meiner Tage
In trüber Einsamkeit zurück.
Mir dünkt das Leben eine Plage,
Die Ruh im Grabe nur ein Glück!

Ich trachte meinen Geist vergebens
Im Weltgewühle zu zerstreun,
Und dieses öden kurzen Lebens
Mich Einmahl, Einmahl noch zu freun!

Ich fliehe Lärm und Stadt, und wähle
Zum Aufenthalt das stille Land;
Hier suchet ängstlich meine Seele
Die Ruhe, die sie dort nicht fand.

Doch ach! umsonst; denn mich begleiten
Die Schwermuth und Sein ernstes Bild,
Das jeden Raum und alle Zeiten
Wie Gottes Gegenwart erfüllt.

Ich seh' es in der Morgenröthe
Und Abenddämmerung mir nahn;
Es schwebt auf jedem Blumenbeete,
Es irrt um jeden Wiesenplan.

Ich seh's, mit innigem Verlangen,
In Marmorbildern vor mir stehn.
Vom Gram gebleicht sind seine Wangen,—
Doch meiner Sehnsucht doppelt schön.

Ich schleiche vom beblümten Hügel
Hinab zum perlenklaren Bach:
Sein Bild erscheint im Wasserspiegel,
Ich — folg' ihm unwillkührlich nach.

Und geht es mit der Sonne nieder
Umglüht vor ihrem Strahlenmeer,
So zeigt die Nacht es bald mir wieder
Im Sternenglanze, still und hehr.

Dort schwebt es in den hohen Räumen
Verklärt vor meinem trunknen Blick,
Und deutet mir in Himmelsträumen
Auf der Vollendung nahes Glück.

Kömmt nun heran die Morgenstunde,
Beginnt nun neu des Tages Lauf:
So reifst die Wehmuth meine Wunde
Nach kurzem Schlummer wieder auf.

Nichts ist in jener Himmelssphäre
Und nichts auf diesem Erdenball,
Was nicht Erinnrung für mich wäre; —
Sein Bild, Sein Bild ist überall!

Ja, selbst an jener heil'gen Stäte,
Wo andachtsvoll die Seele sich
In Herz-erhebende Gebete
Ergiefsen sollte, schwebt's um mich! —

Doch ach! umsonst sind meine Klagen;
Ihn werd' ich selbst nie wiedersehn!
Und was ich hier nicht durfte sagen,
Wird Ihm nur dort mein Mund gestehn.

Nur dort, in jenen befsern Zonen,
Am Urquell ew'ger Harmonie,
Wo Tugend, Fried' und Wahrheit wohnen,
Die Zeugen unsrer Sympathie;

Dort werden wir uns einst noch sprechen!
Wo nie des Kummers Thräne fliefst,
Wo Gegenliebe kein Verbrechen
Und Zärtlichkeit kein Laster ist. —

Fliefst unterdefs, ihr düstern Tage,
Zu den verlornen auch dahin, —
Bis ich, enthoben jeder Klage,
Als Siegerinn am Ziele bin!

Herbstblumen.

— ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪
— ∪ ∪ — ∪

Einsam und pfadlos irrt mein Fuls im Herbstlaub
Durch die welkenden Blätter, — die im Sterben
Dankbar noch die Kräfte des Baumes nähren.
Dem sie entfallen.

Herrlich und stille sinkt die Sonn' am Hügel.
Huld und Segen in ihrem Blicke, schmelzt sie
Scheidend noch die hangenden Wetterwolken
Milde zu Wafser.

Leise verhallt das lezte Lied der Hayne.
Nur im Wipfel der sturmzerschellten Eich
Meldet dumpf der Eule Gestöhn das nahe
Kommen des Winters.

Mächtiger mahnend rauscht im Thal der
Schnell hinrollende Strom, und zeigt im t
Scheine seiner wogenden Fluth die rasche
Eile des Lebens.

Felder und Wiesen ruhn in tiefer Stille
Rings umher; und gehüllt in Nebelschleye
Trauern, gleich verlafsenen Freunden, düs
Schweigend die Berge.

Schön bist du, o Natur! auch jezt, in dei
Sterbekleide; wenn gleich so ernst und fey
Meinem Auge schöner, als selbst im holde
Schmucke des Frühlings.

Ja! du bist schön, Natur, zu allen Zeiten.
Deine Reize vergehen nie; und alle
Deine Freuden kommen doch immer wieder;
Nicht wie die meinen! . . .

Spätlinge Florens! blüht in bunten Reihen
Ihr dem tödtenden Hauch des Sturms entgegen?
Meine Liebe rette euch dem! zu einem
Schöneren Tode,

Dem ich euch izt mit Sorg' und Thränen weihe.
Seht, wie fürchterlich droht der nahe Nordwind!
Nein! Ihr sollt nicht sterben durch ihn, den kalten
Rauhen Verwüster.

Seyd mir willkommen hier im Schauerregen,
Theure, zärtliche Bilder meines Lebens! . .
Gehet hin, zu Ihm, — zu dem still und einsam
Trauernden Freunde!

Blumen erquicken oft die müde Seele,
Wenn die Wolken der Wehmuth sie umdüster
Gehet hin! und habt Ihr gerührt sein Herz, ..
Sag't ihm dann leise:

„Zähren des Danks im Auge, pflückte Sie un
Dort, am Grabe vergangner Freuden, trauren
Webte unter Seufzern den Strauſs, und sandt' i
Zitternd dem Bruder!"

Schillers Gedichte.
(1800.)

„Der Lenz entflieht! die Blume schiefst in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen!" —
Doch unverwelklich blüht im Aetherglanz
Mit Rosengluth und Immergrün durchwunden,
Vom „Mädchen aus der Fremde" selbst gebunden,
Um Schillers Haupt der hehre Dichterkranz.

Ja! ewig werden seine Lieder leben,
Und lieblich hold im leichten Tanz umschweben
Die Besten seines Volks, zu jeder Zeit. —
Wer? dem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, hat nicht Ihm oft die Thräne
Des regen Danks im Stillen schon geweiht?

Wie führt Er, durch den Zauber der Kamönen
Den Geist vom falschen Scheine zu entwöhnen.
Uns mit sich fort im raschen Siegerlauf!
Er sprengt mit kühner Hand des Wahnes Riegel,
Und drückt der Wahrheit unvergänglich Siegel
Hellglänzend seinen Idealen auf.

Entzückt in's heitre Reich der Formen, wähnet
Der Sterbliche sich Göttern gleich, und sehnet
Sich nicht nach Wechselglück, nach eitlem Tand;
Ringt muthig stets nach höhern Lebensfreuden,
Und huldigt Euch mit dem erhabnen Heiden,
Euch, schöne Wesen aus dem Fabelland! —

Wie nach der Frühlings-Sonne beym Genesen
Der Kranke strebt, so sehnt mein ganzes Wesen
Aus diesem Dunkel sich nach jenem Licht;
(Wer horchte nicht, im Schwall der Erde-Scenen,
Dem Freundesruf des Sängers, der, mit Tönen
Der andern Welt, so in die Seele spricht?!)

eifsdürstend zieht, zur Lindrung seiner Qualen,
lein trüber Geist des Dichters milde Strahlen
Einen Punkt, der plözlich ihn erhellt;
ochschwingend schlägt die Fantasie die Flügel,
erreifst mit Macht den aufgezwungnen Zügel,
enn hohe Fluth des Herzens Dämme schwellt.

och, freundlich steht die Muse mir zur Seite,
schränkt den Schwung, wenn, mit sich selbst
im Streite,
e Seele bang in Labyrinthen irrt;
it Schwesterhuld und mitleidsvollem Blicke
gleitet Sie mich bis zur Schauerbrücke,
o jeder — jeder Schritt zum Abgrund führt!

nd wem? wem schwindelt nicht auf diesen
Höhen?
er könnte da mit festem Auge sehen
r Hoffnung und der Tugend offnes Grab? . .
! der Gedanke: „Hört es, Menschenkinder!
ney Blumen blühen für den weisen Finder"—
r schleudert himmelan und höllenab!

Wiedersehen.

— ∪ — ∪ ∪ —, ∪ — ∪ ∪ — ∪
— ∪ ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪

Kalte Weisheit ist jezt nicht meine Gefährtin; . .
Liebe beherrscht, nur Liebe! mein ganzes Wesen.
Ja! mein Traum bey Tage, mein Nachtgedanke
Ist nur Sorge für Dich, und stille Sehnsucht.

Wiedersehn! — der so lang im Stillen genährte
Einzige Wunsch der kummerbeladnen Seele
Ist erfüllt; ist aber auch schnell vorüber,
Wie der leuchtende Blitz, — gesehn — verschwunden!

Doch zertheilet sind nun die stürmischen Wolken,
Welche so lang den Horizont mir verhüllten;
Sie entwich, die Furcht, vor dem Schein der Hoffnung,
Dafs der drohende Donner nicht mir gelte.

Milde-tröstend und hold dem Auge des bangen
Zitternden Mädchens, drang durch die Nacht der Zweifel
Nun Dein Sonnenblick, — und es brach sein Strahl sich
An dem strömenden Quell der langen Reue.

Gleich dem herrlichen Bild der ew'gen Versöhnung,
Schimmert sein Licht in spielenden Wechselfarben
Sanft und friedlich hin, auf den tief-verworrnen
Furchtbar-nächtlichen Gang im Labyrinthe.

Ha! wie schwindet sie jezt die Schreckensgestalt hin,
Sie, die so täuschend erst mich zum Abgrund lockte! . .
Tiefgerührt erkenn' ich den Wahn, o Theurer!
Eilend kehr' ich zurück vom Pfad des Irrthums.

Zürne länger denn nicht der zagenden Freundin,
Die nur von Dir geliebt noch den Werth des Daseyns
Fühlt und schäzt; allein, auch von Dir verkannt und
Mifsgedeutet, das Leben selbst verschmähet, —

Dieses Leben! das, längst schon höherer Zwecke
Würdig, durch Dich dem schöneren Ziel des Strebens
Freundlich zugeführt, nun so ganz der Wahrheit
Und der Tugend, dem Ruhm und Dir, geweiht war!

Hulda.

Wer wankt am Ufer, wo sich schäumend
Der Strom ergiefst in's hohe Meer,
So abgehärmt und stumm und träumend,
Ein Bild des tiefsten Grams, daher?

Ist's Hulda? — Wartet Sie noch immer
Auf ihres Holgars Wiederkehr? —
Längst schlug der Sturm sein Schiff in Trümmer!
Nie sieht Sie den Geliebten mehr!

Wohl trägt das Meer auf seinem Rücken
So manche ferngeladne Fracht,
Des Thoren Wunsch, — der mit Entzücken
Schon seinem Gold entgegen lacht.

Doch Ihr, die nicht der Schätze Flitter
Aus seinen Fluthen sich ersehnt,
Ihr zeigt, nach Sturm und Ungewitter,
Der Täuschung Zauber, was Sie wähnt.

„Er ist's! Er kömmt!" so sagt Sie immer,
Und faſset sich vor Freude kaum.
Doch ach! der ferne schwache Schimmer
War nur der Wellen Spiel, der Schaum!

„Ihr Götter! habt Ihr kein Erbarmen?!"
Ruft Sie mit thränenvollem Blick,
Und sinkt, mit mattgerungnen Armen,
Jezt in den tiefsten Schmerz zurück.

Schon kömmt mit feyrlich ernstem Schweigen
Im Sternenschleyer auch die Nacht,
Und alle Kreaturen neigen
Sich schon vor ihrer dunkeln Macht.

Nur Hulda, in sich selbst versunken,
Fühlt ihre Gegenwart noch kaum,
Und träumt, von Lieb' und Sehnsucht trunken,
Noch jezt den leidenvollen Traum.

Ihr Geist, gedrängt von den Gefahren
Der furchtbar stillen Einsamkeit,
Irrt jezt, verloren, in den Jahren
Der glücklichern Vergangenheit.

„Wie Well' auf Welle sinkt und schwindet,
Schnell, wie der Strom, — ist sie dahin!
Weh, dafs die Pflicht an's Daseyn bindet'
Weh mir, dafs ich geboren bin!!"

Des Schicksals Tücke überlegend,
Verwirrt ihr Geist sich immer mehr. —
Oed' ist und todt die ganze Gegend.
Tief-schweigend Alles um Sie her.

Da steht Sie vor dem trüben Spiegel,
Der Erd' und Himmel widerstrahlt,
Und Mond und Sterne, Wald und Hügel,
Dem hingesenkten Blicke mahlt.

Die Stunde, wo die Geister walten,
Die schwarze Stunde, naht heran;
Und tausend düstre Truggestalten
Umgaukeln sie auf ihrer Bahn.

Umweht von Grau'n und Todtenschauer,
Irrt Hulda langsam hin und her.
Die Wolken ziehn: und tiefe Trauer
Verhüllet jetzo Land und Meer.

Es schwanden nach und nach die Sterne
Am Firmament in's Dunkel hin.
Nur Einer weilt noch in der Ferne,
Der Ihr schon längst zu winken schien;

Und nur der blasse Halbmond streuet,
Kaum sichtbar, noch den matten Schein . . .
In dieser Schauerstunde weihet
Die Schwermuth Sie zum Opfer ein! —

Nichts kann die Müde mehr erquicken,
Nichts in dem Reiche der Natur;
Den schmerzbetäubten Geist entzücken
Des Jenseits ferne Bilder nur.

Nur hin, nach jenen Regionen,
Sehnt Sie sich jezt, voll Zuversicht;
Nur hin!! — Sie tauscht um alle Kronen
Des Wiedersehens Hoffnung nicht.

Und nun — nun siehet Sie den hellen,
Den lezten Stern, auch schnell entfliehn.
Es flog (so dünkt Sie!) auf den Wellen
Der Schatten ihres Freundes hin!

Des süfsen Wahnes Reize siegen. —
„Nur Einen Schritt!" spricht Sie voll Muth,
Und, um dem Liebling nachzufliegen,
Stürzt Sie beherzt sich in die Fluth!

Auf den Tod meines Oheims des k. k. Rittmeisters Franz Rodius.

Also noch um Einen Hügel mehr
In der stillen Wohnung meiner Todten! . . .
Sind der Gräber, sind der Trauerbothen
Nicht genug um mich Verlaſsne her?!

Kaum erlosch der Leichenfackel Schein,
Kaum verhallte noch das Sterbgeläute, —
Und schon tönt von einer andern Seite
Neues Weh in meine Klagen ein!

Ach! so ist auch dieser theure Freund,
Dieser Einzige! mir nun entriſsen!!
Ach! so muſs ich Ihn — auch Ihn! vermiſsen,
Der's so gut, so redlich stets gemeynt?!

Dort, an jenem neugewühlten Grab,
Wo der Edle seine Ruh gefunden,
Ist mein lezter Trost dahingeschwunden!
Ist zerbrochen meiner Hoffnung Stab!!

Meiner Zukunft Stütze wollt' er seyn,
Er, — den, Schicksal! du mir jezt geraubet!
Wie der Baum im Feld, vom Sturm entlaubet,
Steh' ich in der Welt bald ganz allein.

„Einer bleibt noch!" — hatt' ich sonst gewähnt,
„Einer!!" . . Ach der Täuschung! Auch Ihn haben
Fremde nun, und fern von mir, begraben;
Ihn, den ich so oft zurück ersehnt! . . .

Aber Ihm ist wohl! Vom Sturm der Zeit
Unerreicht, vor Hass und Neid geborgen,
Ruht er in der Hütte, ohne Sorgen,
Da kein Marmorschloss mehr Schutz verleiht!

Ihm ist wohl! Er fühlet sie nun nicht,
All' die Stürme, die noch meiner warten.
Ausgekämpfet hat nun Er den harten
Schweren Kampf, für Wahrheit, Recht und Pflicht.

Nur zu frühe gingst Du, Freund! dahin
In die stille Freystatt jedes Müden.
Ach! zu früh, zu früh sind wir geschieden!
Jetzt, da ich so fern vom Ziel noch bin! —

Ruhe sanft, Du guter, edler Mann,
Nun von allen Felseln losgerungen;
Und vergifs all' die Beleidigungen,
Die man in der Welt Dir angethan. — —

Heilig bleibt stets Deiner Asche Ruh,
Werth Dein Name, jeder edlen Seele!" —
Dankbar, weinend, . . sichert Gabriele
Dieses Deinem theuern Schatten zu!

Betrachtungen.

Wie manche Dichter, die das Leben schildern,
Behängen noch mit oft-erneuten Bildern
Des Musengottes weite Gallerie!
Der macht ein Schauspiel draus, — die Welt zur Bühne,
Und uns zu Puppen; — hinter der Gardine
Haus't Täuschung nur und bunte Fantasie.

Der Andre zeigt nur wild-verworrne Scenen.
Ein brausend Meer, voll Klippen und Sirenen.
Wo Zufall herrscht und blindes Ohngefähr.
Doch Jener lacht der reizenden Gefahren,
Und treibt sein Schiff, die Felsen zu umfahren,
Mit sichrer Hand im Wellentanz umher.

Der düstre Schwärmer sieht, im hohlen Spiegel
Der Schwermuth, statt der Freude Blumenhügel
Nur ein mit Disteln dichtbewachsnes Feld.
Unwillig trübt er uns die reinste Quelle,
Macht sich und uns ein Paradies zur Hölle, —
Weil Unmuth ihm den Nektar selbst vergällt.

Der Jüngling mahlt uns stets nur Rosenauen,
Weil er, verführt durch Wahn und Selbstvertrauen,
Den Wald vor lauter Bäumen nicht gewahrt.
Der klüg're Mann vergleicht's bald einer Reise,
Bald einer Prüfungsschule; — und für Greise
Ist's nur ein Traum, mit Wirklichkeit gepaart.

Oft, wenn bedrängt ich mit mir selber grolle,
Durchdenk' ich ernst die bunte Wechselrolle,
Die mir des Schicksals Laune zugelacht!
Durchhüpft sind längst der Jugend Rosenwege;
Als Reisende fand ich nur rauhe Stege,
Erschwert durch Gräber, Trennungen und Nacht.

Als Prüfungsschule — kam es mir zu Statten.
Ich lernt' entbehren! Tausend Wünsche hatten
Sich früh zurückgedrängt in's wunde Herz.
Da schlummern sie, begraben und vergessen! —
Doch tief im Dunkel trauernder Zypressen
Ergreift mich stärker nun der Seele Schmerz.

Entreifs' ich mich, geweckt zu neuem Kummer,
Dem sanften Freund der Leidenden, — dem
Schlummer,
Die Thräu' im Auge noch, vom Gram erpreſst:
So wähn' ich in ein schwankend Schiff zu schreiten,
Das sich mit mir des Meeres Fählichkeiten
Und jedem Zufall blindlings überläfst.

Ich gleite hin in thatenloser File,
Und planlos (gleich dem abgedrückten Pfeile,
Der fern vom Ziel in's Weite sich verirrt,)
Durchfliegt mein Geist das Reich der Fantasieen,
Die schmeichelnd ihn, Sirenen gleich, umziehen,
Indefs dem Wahn das Herz zum Raube wird.

hürmen um des Sonnengottes Wagen
Wolken auf, und Wirbelwinde jagen
Wellen Schaum bis zum Olymp empor;
Donner rollt in fernen finstern Räumen,
ach! aus meinen dunkeln Warnungsträumen
at, wie ein Blitz, die Wirklichkeit hervor!

esem Wetterleuchten irrt geblendet
Blick umher; wohin er auch sich wendet,
er Verderben nur, und Tod und Graun!
bens sucht auf ungetreuen Wellen,
Sorg' und Zweifel hoch die Segel schwel-
len,
müder Geist der Ruhe Port zu schaun! —

soll die Hoffnung ihren Anker senken?
hut nicht oft, statt heimwärts ihn zu len-
ken,
Unglücksstern selbst der Erfahrung Sohn?!
soll nun ich den trügerischen Riffen
eichen, — wie die Klippen all' umschiffen,
stündlich meines Lebens Fahrt bedrohn??

Soll ich, die Reise fröhlich abzukürzen,
Mich in den Schwall der Leidenschaften stürzen
Mich sorgenlos dem Spiel der Wellen weihn?
Soll ich Arions freundlichen Delfinen,
Die den Verfolgten gern zur Rettung dienen,
Mich anvertraun, um bald am Land zu seyn?

An's Leben kettet mich die Pflicht als Skl
ven! —
Von ferne winkt mir zwar ein stiller Hafen,
Wo schönbekränzt das Siegeszeichen weht.
Werd' ich wohl aber jemahls dort noch lande
Und nicht, verzweiflungsvoll, im Wirbel strande
Zu dem mich drohend mein Verhängnifs dreh

Empörten Elementen überlafsen,
Wag' ich's, beherzt die letzte Kraft zu fafsen,
Weil Muth allein noch der Gefahr entführt??
So frag' ich mich; — indefs von Well' zu Wel
Der Sturm mich drängt, und mit des Geiste
Helle
Mein Leitstern auch im Dunkel sich verlie

Der Traum.

(Nach dem Tode meines Vaters.)

Umgeben von der Sorgen Heer
Fand mich die Mitternacht,
Wo ich, versenkt in Gram wie nie bisher,
Und kämpfend mit mir selbst, gewacht.
Ich wagte, murrend, mit des Schicksals Mächten
Ob meinem harten schweren Loos zu rechten.

Die Hand der Vorsicht klagt' ich an,
Die Alles mir geraubt!
Ich hafste jezt, als eitel-frommen Wahn,
Was ich so heilig sonst geglaubt. —
Und nun, erschöpft vom endelosen Kummer,
Sank' ich dahin in lang-entbehrten Schlummer.

Da kam mein Vater aus dem Land,
Wovor so Manchem graut, —
Und winkte mit dem Palmzweig in der Hand
Hinan mir freundlich und vertraut.
Ich folgte scheu und zaudernd seinem Winke;
Doch ernst und feyrlich bot er mir die Linke.

Und schaurig zwischen Gräbern ging
Die mühevolle Bahn,
Vorbey an seines Hügels Kreutz; — noch hing
Der Kranz, den ich ihm wand, daran.
Mein Führer seufzte, bange meinetwegen,
Und stand – und schwieg – und gab mir seinen Segen.

„Dieſs Grab" (so sprach er) „das von Dir
Auf kurze Zeit mich trennt,
Ist eine Schlummerstätte, welche mir
Die oft-ersehnte Ruhe gönnt.
Erinnre Dich beym Staube, der da modert,
An Pflichten, so von Dir die Welt noch fodert."

„Nicht durch den grämenlosen Schmerz,
Der Deine Kraft verzehrt,
Wird mein Gedächtnifs, wird mein Vaterherz,
Wie Du's gelobt, von Dir geehrt . . .
Verhängnifse, die über Dir noch walten,
Erheischen, nun Dein Leben zu erhalten."

„Sieh hin! Du bist es nicht allein,
Die scheidend ich verliefs.
Sie, die ich tröstend in der Trennung Pein
An Deine Zärtlichkeit verwies, —
Hat gleiches Recht auf Deine Kindesliebe,
Ist Erbin der bisher getheilten Triebe."

Anm. Auch sie, die Mutter, starb bald hernach! Sie überlebte den neuen Gefährten ihres langen Lebens kaum noch ein Vierteljahr. — Und so wurde die Dichterinn, innerhalb weniger Monate, wirklich last „von Allem, was ihr lieb war, losgerissen" — verwaist und sich selbst überlassen!

„Zwar sind der Klippen mancherley
Am Weg, so Dir noch drohn!
Doch bleibe Du, mein Kind! der Tugend treu,
Und ringe fort nach höherm Lohn.
Von Allem, was Dir lieb war, losgerissen,
Wirst Du noch manchen Kampf bestehen
müssen!" . . .

„Du weinst! doch Muth, — so schwer die Hand
Des Schicksals auf Dir weilt!
Der so viel Dornen in den Kranz Dir wand,
Hat Dir auch Blumen zugetheilt.
Drum zeige grofs Dich, wo der Weichling klaget;
Es naht die Zeit, wo's einst auch Dir noch
taget." —

Er ging. Ich folgte, festgeschmiegt
An seines Kleides Saum,
Leicht, wie auf Wolken schwebend, hingewiegt,
Dem guten Greise, stets im Traum.
Sein Wort, sein Trost, und seines Segens Wonne
Erwärmten mehr mich, als der Zukunft Sonne.

Und ich erstieg nun ernst und kühn
Die steile Felsenwand,
Die drohend erst ob meinem Haupte hin
Hochaufgethürmt im Wege stand.
Die Hoffnung naht', und reichte florumwunden
Mir ihren Stab; — Er aber war verschwunden!

Mit ihm der Traum. Ich wurde wach; —
Vom blafsen Mondenlicht
Umschimmert, sann ich lang der Deutung nach
Von diesem ernsten Traumgesicht.
Und siegend rief ich aus: „Nein! meinen Glauben
An eine befsre Welt soll nichts mir rauben!" —

Umweht von meines Vaters Geist,
Wandl' einsam ich die Bahn
Des Lebens fort. Ich will, wie Er mich's heifst.
Stets will ich, jenen finstern Wahn
Mit neuer Kraft bekämpfend, meine Pflichten
(Es komme, was da will!) mit Muth verrichten

Wohl drückt des Schicksals Hand mich schwer,
Und ich ertrag' es kaum! . .
Doch lenkt mein Loos kein blindes Ohngefähr;
Ich weifs: „Die Tugend ist kein Traum!"
Gewifs! der Siegesfreuden reiche Fülle
Erlangt nur froher Sinn und fester Wille.

An Ihn!

ein Bild umschwebt auf allen meinen Wegen
täuschet mich.
kömmt es freundlich lächelnd mir entgegen,
zeigt's von ferne sich.

denke Dein, wenn sich die Aussicht trübet.
vor mir liegt,
m Nacht und Stille jedes Herz, das liebet,
ülse Träume wiegt.

denke Dein, wenn mir der Tag schon grauet,
Mond noch winkt,
dort im Busch, vom Regen überthauet,
Ros' entblättert sinkt.

Dein denk' ich auch, wenn sich Gewitter thürmen
Und Blitze dräun;
Wenn, rasch durchsaust von fürchterlichen Stürmen,
Die Bäume Blüthen streun.

Dein denk' ich stets, am Abend und am Morgen.
Bey Tag und Nacht,
Wenn, ungesehn, in liebevollen Sorgen
Mein Auge sehnend wacht! —

Wie lange soll ich noch, von Dir geschieden,
Dem Gram geweiht,
Vermifsen meines Herzens stillen Frieden
In Traum und Einsamkeit?

Wie lange soll der Zufall, unentschieden,
Mein Loos noch drehn?
Wie lange - - Oder soll ich Dich hienieden
Vielleicht nie wieder sehn??

Ach! komm, Du Licht und Wonne meiner Seele!

Komm endlich doch!!

Denn sonst verschmachtet Deine Gabriele

Und stirbt vor Sehnsucht noch!

Die Glückliche.

(Nach Pfeffel.)

Zum Gedächtniss des 10. Junius 1805.

Genug der Klagen! . . Neubekränzt
Ertöne, Saitenspiel!
Des schönsten Glückes Sonne glänzt
Und weckt mein Dankgefühl.

Viel hat das Schicksal mir geschenkt! —
Es gab mir einen Freund,
Der innig fühlt, erhaben denkt,
Und spricht, so wie Er's meynt.

Ein ächter, seltner Freund! der nicht
Nur so den Namen hat;
Nein! der die schöne heil'ge Pflicht
Auch übt, durch Rath und That.

Auch einen Bruder gab es mir,
Der, wie sich selbst, mich liebt.
Was wir besitzen, theilen wir,
Wie's Zeit und Zufall giebt.

Er göbe (wahrlich nicht zum Schein!)
Für mich sein Beſstes hin;
Ich — möchte, könnt' ich Fürstin seyn,
Nicht leben ohne Ihn!

Und einen Lehrer! . . Dieser borgt
Nie fremdes Licht; und mehr
Für mich und meinen Ruhm besorgt
Kann keiner seyn, als Er.

Die Weise, wie man richtig denkt,
Und, fern von Schein und Wahn,
Den freyen Geist im Fluge lenkt
Den Sonnenweg hinan;

Die Art, wie man die Leyer stimmt,
Dafs nie der Ton verhallt, —
Dafs er den Weg zum Herzen nimmt.
Es zwingt mit Allgewalt;

Und jene seltne hohe Kunst,
Die mich sein Beyspiel lehrt,
Wie man die wandelbare Gunst
Fortunens leicht entbehrt:

All' diels verdank' ich Ihm allein,
Ihm alles, was ich bin!
Drum soll auch laut und ewig seyn
Der Dank der Schülerin!

Nun fehlt nur ein Geliebter noch,
Ein Mann von eignem Werth,
Voll Selbstgefühl, und zärtlich doch: —
Auch Der ist mir beschert.

Gleich einem Tannenbaum im Wald,
Ragt aus der Männer Chor
Die schlanke herrliche Gestalt
Mit sanftem Ernst hervor;

Und wie ein holdes Morgenlicht
Den schönsten Tag verheifst,
So leuchtend-hell und heiter spricht
Aus seinem Aug' sein Geist.

Froh weidet meine Seele sich
An seinem offnen Blick;
Denn Lieb' und Achtung strahlt für mich
Vereint daraus zurück.

Ja, heilig ist Ihm dieser Trieb,
Diefs ewig feste Band; —
Und theurer seinem Herzen blieb
Nur Gott und Vaterland!

Der Dürftige scheint Ihm ein Gast,
Vom Unglück beygesellt;
Und arglos, gut und mild, umfafst
Allliebend Er die Welt.

Ein Freund der Unschuld und Natur.
Der Wahrheit und des Rechts,
Hafst Er die schlauen Feinde nur
Des menschlichen Geschlechts, —

Die arge, lügenhafte Brut,
Die den Verstand bestricht,
Und was in uns nur grofs und gut
Und edel ist, erstickt!

Tief rührt sein menschlich-fühlend Herz
Der Brüder traurig Loos;
Doch bleibt Er stets beym eignen Schmerz
Sich selber gleich und grofs.

Nichts beuget Ihm den festen Muth,
Nichts störet seine Ruh;
Sein Geist verlacht der Stürme Wuth
Und fliegt der Sonne zu. —

Auch ehrt und liebt, wer redlich ist,
Ihn Jeder, nah und fern.
Der Schwachen blinden Hafs vergifst
Der Edle leicht und gern.

Und Ihn, den Edlen, nenn' ich mein!
Sein Herz mein Eigenthum!
O Wonne!! . . . Seiner werth zu seyn.
Sey nun mein Stolz, mein Ruhm. —

Ihr wähnet: „All' die Seligkeit
Sey nur ein schöner Traum?"
Wohl fafst solch' eine Wirklichkeit
Die trunkne Seele kaum! . . .

Und — alles dieses zog allein
Beharrlichkeit nach sich.
Drum, Mädchen, wollt Ihr glücklich seyn,
So macht es nur, wie ich:

Verzaget nie! — auch wenn es scheint,
Daß Ihr umsonst gehofft.
Es lohnen zehnfach, eh' man's meynt,
Die guten Götter oft.

„Bewahret euer Herz!" — denn wißt:
Mein Bruder, Lehrer, Freund,
Und mein Geliebter, — alles ist
In meinem Mann vereint.